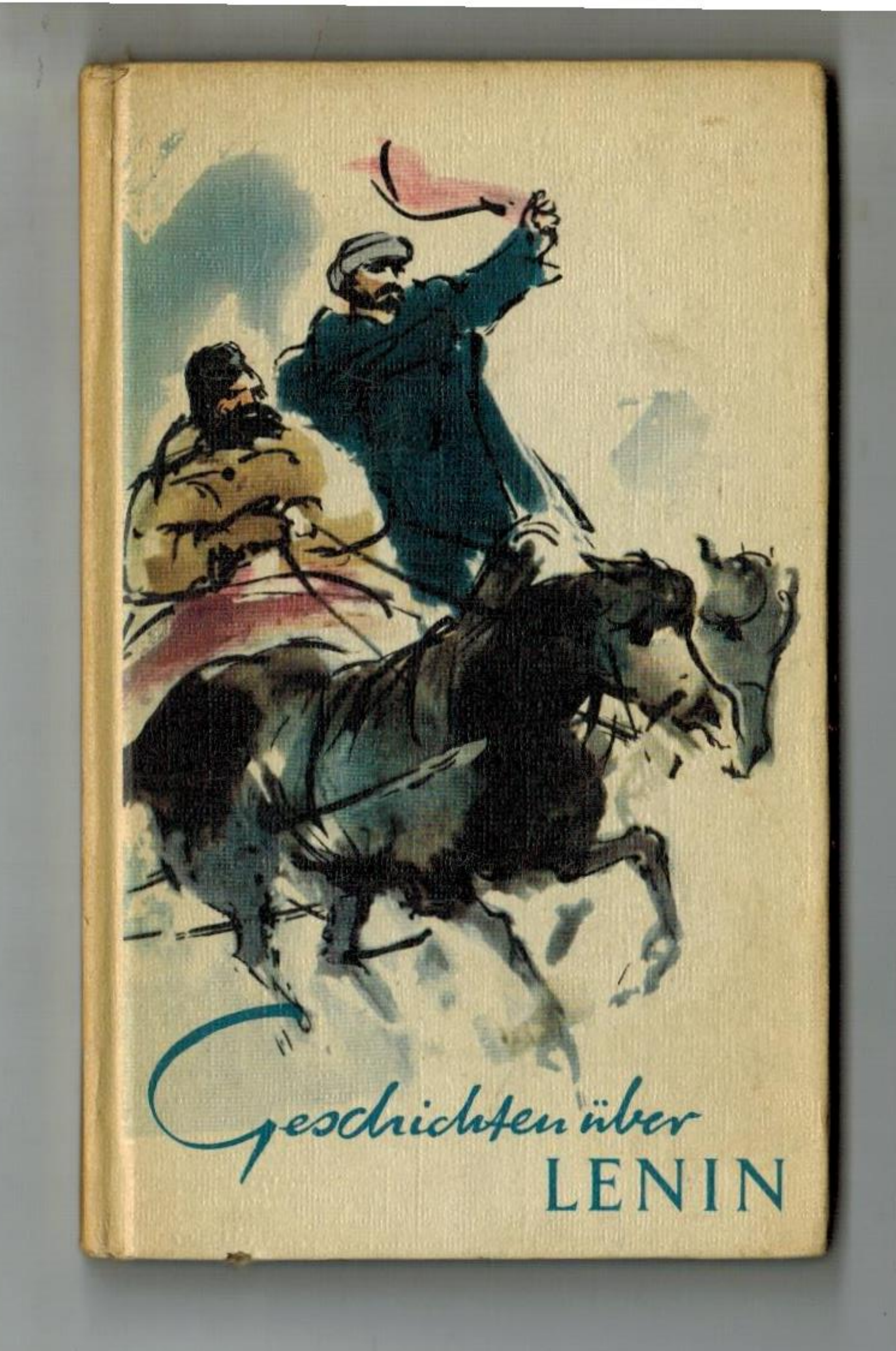
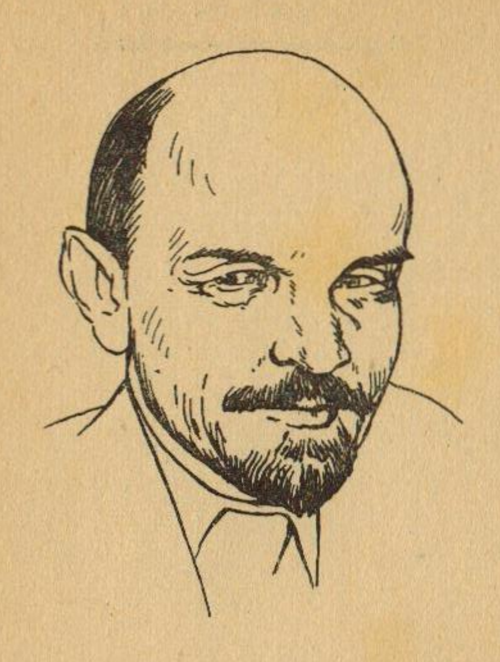

Geschichten über
LENIN



A. KONONOW

LENIN

Erzählungen aus seinem Leben



VERLAG NEUES LEBEN BERLIN

· Verlagslizenz Nr. 68 vom 17. Juni 1946 (134) · Gesetzt aus der Korpus-Bodoni-Type · Satz und Druck: (D 01) Sachsenverlag, Druckerei- und Verlags-Gesellschaft mbH, Dresden N 23, Riesser Str. 32, 1525

Liebe Freunde!

Dieses anspruchslose Buch wendet sich an die Jugend. Jugend wünscht und braucht große Vorbilder, denen es nachzueifern verlohnt. Nicht immer ist man in dieser Beziehung ehrlich zu euch gewesen. Zwölf Jahre lang sind junge Menschen auf Trugbilder dressiert, auf Götzen und Popanze „ausgerichtet" worden, von denen wir heute wissen, daß es schlechte Vorbilder gewesen sind. Denn Vorbilder können gut oder böse sein. Man kann es wohl als eines der größten Verbrechen bezeichnen, Kindern und Jugendlichen bedenkenlos die bösen darzubieten. Wie viele Bücher sind über Hitler und seine zweifelhaften Paladine geschrieben worden, in denen man sich verzweifelt bemühte, ihn und sie durch Zurschaustellung menschlicher und privater Äußerungen „populär" zu machen. Bücher mit verlogenen Schilderungen von Tierliebe, Kinderliebe, Arbeiterfreundlichkeit und Herablassung eines „Führers", wie ihn die Welt kälter, gefühlloser, brutaler und unheimlicher, anmaßender, größenwahnsinniger, unbeherrschter und blutdürstiger nicht gesehen hat. Euer Glaube, eure Vertrauensseligkeit, eure jugendliche Einfalt wurden schändlich mißbraucht. Aber wir wollen euch jetzt mit unsern Büchern helfen, Menschen kennenzulernen, die anders sind als die Götzen, die man bisher vor euch aufgerichtet hat, Menschen, die gütig, freundlich, mitfühlend, besorgt, hilfsbereit, selbstlos, bescheiden, eben einfach menschlich sind.

Einer der Menschen solcher Art ist Lenin, der große russische Politiker und Begründer der UdSSR. Er, der bis auf den heuti-

gen Tag vom russischen Volk geliebt und verehrt wird, ist es wert, daß auch ihr ihn liebt. Denn er ist kein scheinheiliger Volksbeglücker, sondern ein wahrer Freund des Volkes in der ganzen Welt. Die Sorgen der kleinsten Bauern machte er sich zu eigen, unbefangen spielt er in den Geschichten des Buches mit den Kindern, in jeder Lage findet er sich wie selbstverständlich zurecht, kümmert sich um Kleinigkeiten in seiner Umgebung und packt sofort zu, wo es nötig ist. Lenin liebt nicht die aufgeblasenen Phrasen langer Reden und Versprechungen, er handelt, und jeder spürt, daß hinter seinen Worten die Tat steht.

Doch laßt die fünfundzwanzig Kurzgeschichten dieses Bändchens zu euch sprechen. Ihr werdet darin von selbst ein Beispiel finden, wie ihr es braucht. Gäbe es viele solcher Vorbilder in der Welt und würden sie von der Jugend willig angenommen, so könnten ihre Taten die Grundlage werden für eine neue, große und reine Ethik in unserem Volke und überall.

VERLAG NEUES LEBEN BERLIN

AM FLUSS SCHUSCH

Weit in Sibirien fließt der Schusch, und am Schusch steht ein Dörflein und das heißt Schuschenskoje. Früher, als der Zar noch herrschte, wußte kaum ein Mensch von diesem Dörflein; es lag weltverloren zwischen dichten Wäldern und Sümpfen, weitab von der Eisenbahn und noch viel weiter von den großen Städten. Sogar Briefe fanden nur selten einmal ihren Weg in dieses Dörfchen.

In einem der letzten Häuser von Schuschenskoje wohnte ein armer Bauer mit Namen Sosipatytsch. Der hatte einen Brudersohn, der hieß Alexej. Aber Sosipatytsch nannte ihn Ljoscha.

Sosipatytsch war ein guter Jäger, immer, wenn er auf die Jagd ging, brachte er Wildenten und Hasen mit nach Hause. Aber den Ljoscha wollte er nicht mitnehmen.

„Der Kerl ist noch zu klein“, sagte er.

Einmal, als Sosipatytsch sich wieder zur Jagd rüstete und, wie um den Ljoscha zu ärgern, ganz besonders lange herumwirtschaftete — er wartete wohl auf jemand —, fing Ljoscha sogar zu weinen an. Er stand neben dem Alten und heulte laut, und so bös war er auf ihn in dieser Minute, daß er ihn nicht einmal anschauen mochte und lieber auf die Dorfstraße hinausblickte.

Die lag ganz still da, nur Gänseblümchen blühten am Wegrand und dicke Gänseriche stolzierten umher, und über diese stille Dorfstraße kam eiligen Schritts ein Mann in einer schwarzen Jacke, wie sie die Leute in der Stadt tragen, und mit einem Gewehr über der Schulter. Er beeilte sich sehr und kam geradewegs auf das Häuschen von Sosipatytsch zu.

Ljoscha preßte die Fäuste vor die Augen, damit die Tränen nicht so tropften, aber als er sie wieder wegnahm, mußte er noch stär-

ker heulen. Sosipatytsch zeigte mit dem Finger auf ihn und sagte lachend zu dem Mann mit der sonderbaren Jacke:

„Schau nur, Iljitsch, was der Bub für einen Kummer hat, er darf nicht mit auf die Jagd.“

Aber der Mann, der Iljitsch genannt wurde, blickte ernst drein.

Da hörte auch Sosipatytsch auf zu lachen und sagte:

„Ja, er hat kein Glück, der Junge.“

„Kein Glück?“ fragte Iljitsch und schaute noch immer Ljoscha an.

„Ja, sag doch selbst, was will so ein Knirps im finstern Wald. Er wird sich doch nur an einem Zweig den Fuß aufreißen.“

„Das wird er nicht, wir werden über den Pfad gehen.“

„Und die Rebhühner werden alle zu uns auf den Pfad geflogen kommen“, brummte Sosipatytsch, widersprach aber nicht mehr.

Und so ging Ljoscha zum erstenmal im Leben auf die Jagd.

Im Wald war es kühl. Aber als sie auf eine Lichtung kamen, strahlte ihnen die helle Sonne entgegen. Auf der Waldwiese stand hohes grünes Gras, und lustig summten die Bienen. Die Luft war warm und duftete nach Erlen, nach Blumen und Fichtennadeln. Es war so schön, daß man am liebsten immer hiergeblieben wär'.

Plötzlich sagte Iljitsch:

„Ich habe doch meinen Ledergürtel ganz vergessen, da werde ich heute nichts schießen können.“

Ljoscha wußte, daß die Jäger sich einen Ledergürtel umschnallen, an dem sie die erlegten Vögel aufhängen. Er schaute auf Sosipatytsch — auch der war ohne Gürtel.

Ljoscha blieb vor Schreck stehen: was macht denn die ganze Jagd für Spaß, wenn nicht geschossen wird?

Iljitsch sah ihn an und sagte dann lachend:

„Hast eben kein Glück.“

In diesem Augenblick flatterte grad vor ihnen über den Sträuchern etwas auf. Im Nu hatte Iljitsch das Gewehr von der Schulter gerissen und gezielt. Und dann rollte durch den ganzen Wald ein lang nachhallender Knall.

Iljitsch ließ die Büchse sinken und sagte schuldbewußt: „Ich hab's eben nicht ausgehalten. Weiß selbst nicht, wie mir der Schuß losgegangen ist.“

Aber Ljoscha rannte schon glückstrahlend auf die Büsche zu.

Unter dem Grün fand er schnell das Rebhuhn.

Und dann fing die Jagd erst richtig an. Gegen Abend trug jeder der beiden Jäger drei Rebhühner, aber das eine, das Iljitsch zuerst geschossen hatte, schleppte Ljoscha.

Als sie aus dem Wald kamen, wollte die Sonne schon zur Ruhe gehn. Das Gras auf den Wiesen war taufeucht und kühl. und nur der tagsüber von der Sonne erhitzte Weg strömte Wärme aus.

Ljoscha fand das sehr merkwürdig und sprang mit seinen bloßen Füßen immer wieder vom Gras auf den Weg und zurück. Plötzlich legte Iljitsch Ljoscha die Hand auf die Schulter und zeigte auf den Schusch. Ganz in der Ferne schwebte ein Schwarm wilder Schwäne. Im Licht des Sonnenuntergangs sahen sie rosenfarben aus, gerade wie eine Abendwolke, die vom Himmel gefallen war.

Iljitsch schaute lange den Schwänen nach ... Dann tauchte die Sonne hinter dem Waldrand unter, und da konnte man die Schwäne nicht mehr sehen. Es war jetzt Zeit, an die Heimkehr zu denken.

Als sie zu Hause waren, fragte Ljoscha den Onkel, wie Iljitsch denn nach Schuschenskoje gekommen wäre.

„Er kam nicht aus freiem Willen“, erklärte Sosipatytsch. „Der Zar hat ihn hierher verschickt.“

Danach ging Ljoscha oft in die Bauernhütte, in der Iljitsch wohnte. Aber Iljitsch arbeitete von früh bis spät. Er las dicke Bücher und schrieb viel.

Und es war gar nicht abzusehen, wann er wieder einmal auf die Jagd gehen würde.

..Dann kam der Winter und der Schusch fror zu. Und nun hatte es Ljoscha leicht, wenn er Iljitsch sehen wollte: fast jeden Abend kam dieser, müde vom vielen Lesen und Schreiben, zum Schlittschuhlaufen. Schlittschuhe waren zu jenen Zeiten in Schuschenskoje eine ganz unbekannte Herrlichkeit. Die Jungen konnten sich an den merkwürdigen blitzenden Dingern nicht satt sehen, doch bald hatten sie es heraus und fertigten sich ebenfalls Schlittschuhe an. Sie waren aus Holz mit eisernen Gleitflächen.

Auch der alte Sosipatytsch zimmerte, wenn auch nicht gleich, für seinen Ljoscha ein Paar hölzerne Schlittschuhe. Ljoscha packte die Schlittschuhe zusammen und rannte, so schnell ihn seine Füße trugen, zum Fluß. Aber auf dem Fluß hatte der Wind den Schnee zu großen Haufen zusammengefegt. Und die Jungen von Schuschenskoje standen ratlos am Ufer und wußten nicht, was sie anfangen sollten, denn kein Stückchen Eis zum Schlittschuhlaufen war frei.

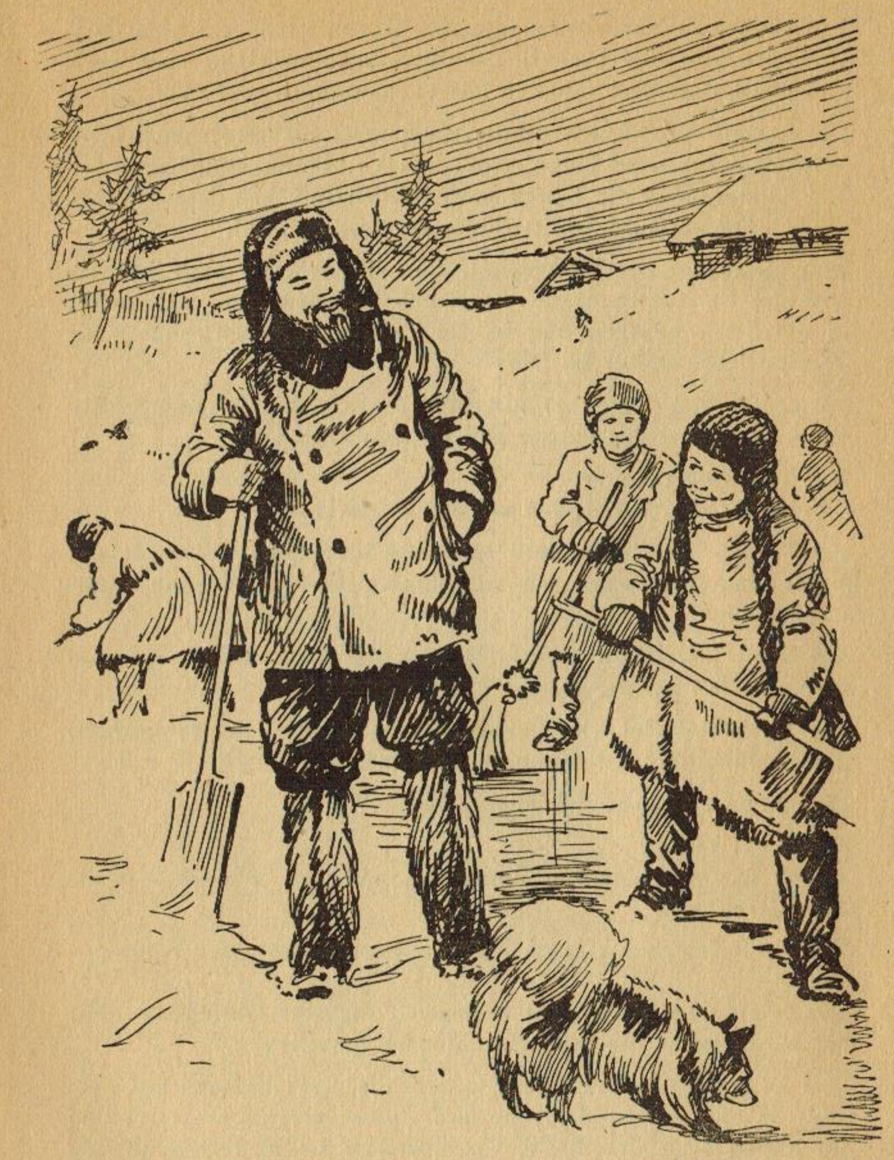
Da sah Ljoscha in der Ferne Iljitsch, der mit seinem eiligen Gang zum Fluß kam. Gleich wird er mich fragen: „Hast wieder kein Glück?", dachte Ljoscha. Aber Iljitsch guckte nur den vielen Schnee und die Jungen an und sagte lustig:

„Wie wär's, wenn wir uns eine richtige Eisbahn bauten?"

Und er zeigte ihnen, wie man das anfängt.

Die Jungen waren Feuer und Flamme. Sie schaufelten emsig den Schnee beiseite, und bald entstanden rings um die zukünftige Eisbahn hohe weiße Wände. Dann fegten sie das Eis mit Besen glatt, holten aus dem Wald Tannenzweige und schmückten die Schneewände.

Als die Eisbahn fertig war, unterwies Iljitsch die Kleinsten, wie man Schlittschuh läuft, ohne sich die Nase aufzuschlagen. Aber der allerkleinste Knirps war Ljoscha. Und deshalb gab sich Iljitsch auch mit ihm die größte Mühe: sie fuhren lange zu zweit und hielten sich kreuzweis bei der Hand.



Seite 10: Und er zeigte ihnen, wie man das anfängt

Viele Jahre sind seitdem vergangen. Das Dörflein Schuschenskoje ist heute weit und breit in der Welt bekannt, denn man weiß, daß Lenin dort drei Jahre in der Verbannung verlebt hat.

Die Jungen von Schuschenskoje, die damals auf hölzernen Schlittschuhen liefen, sind längst große, starke Männer und haben selber Kinder. Und die laufen auch Schlittschuh auf dem Schusch, bloß haben sie gute Schlittschuhe aus festem Stahl.

Einmal, es war zur Winterszeit, kam ein Arbeiter nach Schuschenskoje. Er war in diesem Dörfchen aufgewachsen, war später in die Stadt gezogen und in die Fabrik gegangen, aber seine Familie lebte weiter im Dorf.

Als er sich von der Fahrt ausgeruht hatte, nahm er seine Schlittschuhe und ging mit seinem Jungen zum Fluß.

Auf dem Weg sagte er:
„Weißt du was, wir wollen um die Wette laufen!"

„Gut", sagte der Sohn, aber er dachte im stillen: Er ist alt, der Vater, und will es mit mir aufnehmen, dabei wird er den kürzeren ziehen!

Am Fluß angelangt, schnallten sie die Schlittschuhe an, und beide flitzten auf der glatten Eisfläche los.

Der Vater lief viel schneller als der Sohn. Der schaute verdutzt dem davoneilenden Vater nach und rief:

„Ja, du hast ja auch viel längere Beine!"

Der Vater lachte:
„Nicht wer die längeren Beine hat, gewinnt, sondern wer die schnelleren hat."

Und sie liefen noch einmal. Und wieder überholte der Vater den Sohn.
„Du wirst mich doch nicht besiegen", sagte er schließlich. „Mir hat Lenin selbst das Schlittschuhlaufen beigebracht."

Und er erzählte seinem Jungen, wie die erste Eisbahn auf dem Schusch entstand. Und als sie nach Hause gingen, zeigte er ihm am hohen Ufer die Stelle, wo einstmals Lenin gestanden und den wilden Schwänen nachgeblickt hatte.

LENINS SCHREIBEN

In Sibirien gibt es viele Wälder. Und die Wälder sind so groß, daß man Tag und Nacht hindurch wandern kann und kein Ende findet.

Bei den sibirischen Bauern aber herrscht noch von alters her der Brauch: wenn die Scholle zur Saat nicht reicht, dann rodet man ein Stück Wald, entzündet im Frühjahr große Reisigfeuer, damit die Flamme das Gras, die Baumstümpfe und Wurzeln verzehrt, und pflügt sodann den gewonnenen Boden um. So erhielt man ein neues Feld, auf dem man Korn säen konnte.

So verfuhren auch die Bauern von Schuschenskoje.

Aber einmal geschah ein Unglück: die Bauern verbrannten auf ihren Grundstücken Unkraut und dürres Reisig vom vorigen Jahr, aber das Feuer loderte hell auf und griff auf den staatlichen Forst über. Und im Forst verbrannten viele Fichten.

Dann kam der Forstinspektor, der den staatlichen Forst bewachte, ins Dorf und wollte herauskriegen, wer der Schuldige wäre. Aber er bekam nichts heraus und fuhr wieder ab.

Nach einiger Zeit erfuhr man in Schuschenskoje, der Forstinspektor habe einen Bericht an seine Vorgesetzten geschickt und darin geschrieben, daß an dem Waldbrand ein Bauer aus Schuschenskoje mit Namen Dmitri Danilowitsch schuld sei.

Offenbar wollte der Inspektor nicht zugeben, daß er den Urheber nicht kannte, und deshalb beschuldigte er den erstbesten Bauern.

Dieser Dmitri Danilowitsch wohnte nicht weit von der Hütte, in der sich Lenin angesiedelt hatte.

Eines Tages ging er über die Dorfstraße, den Kopf voller Sorgen. Ihm entgegen kam Lenin.

„Warum so griesgrämig, Dmitri Danilowitsch?"
„Viel Kummer, nichts als Kummer, Wladimir Iljitsch."

Und er erzählte Lenin, was er auf dem Herzen hatte: die vorgesetzten Behörden hatten beschlossen, er sollte für den ganzen Schaden vom Waldbrand aufkommen. Das hieß aber, daß er und seine Kinder zu Bettlern würden.

Wladimir Iljitsch hörte ihn an und sagte dann:

„Ohne Gericht darf eine solche Sache nicht entschieden werden, das geht gegen das Gesetz. Ich werde dir ein Papier schreiben, Dmitri Danilowitsch, damit fährst du in die Stadt zum Oberforstverwalter."

„Und wenn er das Papier von mir nicht annehmen will?"

„Dann leg' es ihm auf den Tisch."

„Und wenn er es vom Tisch auf den Boden wirft?"

Wladimir Iljitsch blickte Danilowitsch an und schüttelte den Kopf:

„Du mußt etwas unternehmen, so wie es ist, kann es nicht bleiben. Wenn der Oberforstverwalter dein Papier runterwirft, dann heb' es wieder auf."

„Aber er wird mich rausschmeißen."

Und wirklich, er konnte ihn rausschmeißen! Und das wußte auch Lenin.

„Dann leg' das Papier in einen Briefumschlag und steck' es in den Briefkasten. Die Post wird es überbringen und der Oberforstmeister wird es zur Kenntnis nehmen müssen."

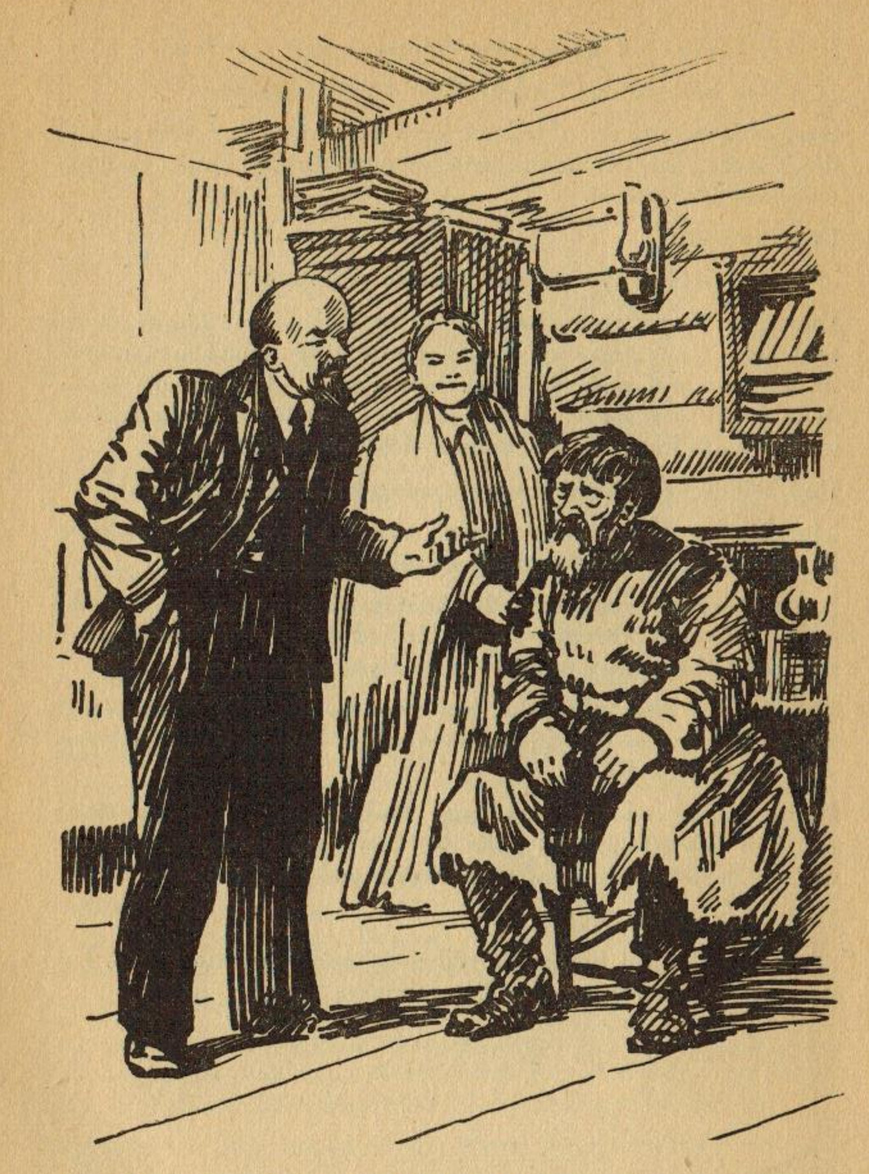
So wurde es beschlossen. Wladimir Iljitsch schrieb das erforderliche Papier, und Dmitri Danilowitsch fuhr damit in die Stadt.

Als Dmitri Danilowitsch aus der Stadt zurückkam, ließ er aber wieder den Kopf hängen.

Lenin rief ihn in seine Hütte und fragte:

„Nun, wie steht es?"

„Schlecht steht es, nichts als Kummer, Wladimir Iljitsch", und während er sprach, schaute er immerfort an Lenin vorbei.



Seite 14: Lenin rief ihn in seine Hütte und fragte: „Nun, wie steht es?"

Da sah Lenin, daß irgend etwas nicht stimmte und fragte:

„Und wo hast du das Papier? Hast du es abgegeben?"

Danilowitsch fing an zu husten, griff ohne Sinn und Verstand in die Tasche, aber es half nichts — eine gerade Frage verlangt eine gerade Antwort.

Er wurde rot:

„N-nein. Meine Frau hat es irgendwo verkramt."

Und dann fing Danilowitsch an zu erzählen, aber Lenin wurde sehr böse. Ganz ärgerlich wurde er und ging einmal ums andere im Zimmer auf und ab. Aber Lenin schalt den Bauern nicht, denn er sah: der Bauer hatte Angst vor dem hohen Vorgesetzten und deshalb hatte er das Papier nicht abgegeben.

Und Wladimir Iljitsch schwieg nachdenklich, bevor er sagte:

„Ja, Dmitri Danilowitsch, man muß lernen sich zu wehren. Komm' morgen früh nochmals zu mir."

Am anderen Morgen kam der Bauer wieder, und Lenin hatte schon ein neues Schreiben fertig. Er ließ den Dmitri Danilowitsch unterschreiben. Aber er schickte es diesmal selber ab.

Die Zeit verging, ein Jahr, ein zweites, und die Gerichtsvollzieher ließen den Dmitri Danilowitsch in Frieden, niemand versteigerte seinen Hof.

Dann verging wieder eine lange Zeit, Lenin war längst nicht mehr in Schuschenskoje, aber die Bauern erinnerten sich noch oft an die Geschichte mit dem Waldbrand.

Und dann sagten sie:

„Seht ihr, das hat Lenins Schreiben getan. Wladimir Iljitsch hat dem armen Bauern aus der Not geholfen."

DIE MAIFEIER

Als der 1. Mai kam, lag hinter den Häuschen von Schuschenskoje noch Schnee. Und auf dem Fluß trieben dicke graue Eisschollen, die krachend aneinanderstießen und zersplitterten.

Am frühen Morgen hatte sich der Hutmacher bei Wladimir Iljitsch eingestellt. Das war ein Verbannter, der früher einmal Arbeiter in einer polnischen Hutfabrik gewesen war und den deshalb alle in Schuschenskoje bei diesem Spitznamen nannten.

Er hatte sich an diesem Tag festtäglich herausstaffiert und trug eine neue Jacke und einen weißen Kragen. Und auch sein Gesicht war festlich und froh.

„Es ist Zeit zum Weggehen", rief er schon von der Schwelle in die Stube hinein.

Wladimir Iljitsch und seine Frau Nadeshda Konstantinowna brauchten nicht lange, um sich fertigzumachen. Schon nach wenigen Minuten schritten sie mit ihrem Besuch, dem Hutmacher, über die Dorfstraße. Und voraus rannte lustig kläffend Shenka; das war Wladimir Iljitschs Hund. Ein guter, vergnügter Hund war das. Wladimir Iljitsch hatte ihm allerhand Kunststücke beigebracht, er konnte zum Beispiel ein Paket tragen, wußte, wie er sich auf der Jagd zu benehmen hat, und fürchtete weder eiskaltes Wasser noch stachelige Büsche.

Jetzt jagte er voraus, ganz übergeschnappt vor Freude, von der Frühlingssonne und dem Waldgeruch, den der Wind herübertrug. Und alle mußten über seine närrischen Sprünge lachen.

So kamen sie scherzend und plaudernd zu einer Hütte, in der ein anderer Verbannter, ein junger Arbeiter vom Petrograder Putilow-Werk, wohnte.

Der Putilow-Arbeiter freute sich sehr über den Besuch und wollte jedem einen Stuhl anbieten, aber das war nicht so einfach, weil in dem winzigen Stübchen nur ein einziger Stuhl vorhanden war. Da brachte er von den Wirtsleuten eine lange Bank, und nun hatten alle Platz, wenn auch nur nebeneinander.

Aber niemand wollte heute lange zu Hause sitzen. Hell schien die Sonne durchs Fenster, ein warmer Wind strich über die Felder, und auf dem Fluß krachten die Eisschollen.

„Hinaus in die Felder", sagte Wladimir Iljitsch. „Laßt uns im Freien feiern."

Der Weg aus dem Dorf in die Felder führte am Ufer des Schusch entlang. Shenka warf sich tapfer ins Wasser, um die Eisschollen einzufangen, und die Dorfköter, die am Ufer standen, bellten ihn entsetzt an, denn sie hatten große Furcht vor kaltem Wasser.

Vom Wald her kam eine Elster geflogen. Sie sah sehr schmuck aus in ihrem schwarzen und weißen Gefieder, sie schaute neugierig mit einem Auge den Shenka an, zwitscherte etwas in ihrer Elsternsprache und flog davon.

Dann stiegen alle vom Ufer zu einem kleinen Hügel hinauf.

Oben war die Erde schon ganz trocken. Die Sonne hatte nicht nur das rostbraune, vorjährige Laub vom Schnee getrocknet, sondern auch schon ein wenig den Boden erwärmt. Und auf jener Seite des Hügels, die jeden Tag am längsten von der Sonne beschienen wurde, sproß sogar schon frisches Gras und steckte seine jungen, grünen, nadelspitzen Hälmchen vorwitzig aus dem Boden hervor.

Der Hügel gefiel allen sehr gut. Jeder suchte sich ein schönes Plätzchen zum Sitzen aus.

Kaum hatten sie Platz genommen, schlug Wladimir Iljitsch vor: „So, und jetzt wollen wir singen."

Und stimmte gleich darauf selbst an:

„Brüder, zur Sonne, zur Freiheit."

Die anderen fielen ein.



Seite 20: Aber diesmal war er zufrieden

Lenin geriet immer in große Begeisterung, wenn er die revolutionären Kampflieder sang. Seine Augen funkelten beim Singen, und besonders solche Worte wie:

„Schwenket die blutroten Fahnen
über der Arbeiterwelt"

schmetterte er mit besonderer Kraft und Hingabe.

Wenn es aber vorkam, daß einer von den Mitsingenden nicht mit ganzem Herzen bei der Sache war und schlecht sang, dann konnte er das Gesicht verziehen, mit dem Fuß aufstampfen und den saumseligen Sänger ärgerlich anblicken.

Aber diesmal war er zufrieden, alle sangen nicht weniger feurig als er selbst.

Nach den revolutionären Kampfliedern kamen die heiteren Lieder an die Reihe.

Plötzlich erblickten sie zwei kleine Buben, die vom Dorf her zum Hügel stürmten. Es waren die beiden Söhne vom Hutmacher. Sie riefen schon von weitem:

„Hoppla, hoppla!"

Zusammen mit den Buben kam auch Shenka angerast, pudelnaß, denn er kam geradewegs aus dem Fluß. Er schüttelte sich, daß die kalten Tropfen nur so flogen, und als das niemandem gefiel setzte er sich schuldbewußt etwas abseits.

„Alle zusammen: hoppla, hoppla", baten die Kinder.

Und da sangen die Großen ihnen zuliebe noch einmal das Lied, das ihnen so gut gefiel:

„Die Polizei, die plagt sich ab,
Durchschnüffelt alle Ecken.
Fangen will sie den Arbeitsmann
Und ins Gefängnis stecken.
Doch wir spucken auf die Polizei
Und feiern allen Spitzeln
Zum Trotze unseren ersten Mai.
Und singen fröhlich unser Lied:
Alle zusammen: hoppla, hoppla!"

Dieses „Alle zusammen: hoppla, hoppla!" hatten die Kinder besonders gern. Und der Kehrreim klang wirklich im Chor sehr gut, zumal wenn viele Leute mitsangen.

Sie sangen das Lied zuerst russisch, dann polnisch, dann noch einmal russisch.

Als sie genug gesungen hatten, zog der Hutmacher ein großes Tuch aus der Tasche und verkündete:

„Die Zirkusvorstellung fängt an."

Er breitete das Tuch auf dem Boden aus und stellte sich auf den Kopf. Er nannte das „eine Kerze machen".

Die Jungen brüllten vor Begeisterung, obgleich sie dieses Kunststück nicht zum erstenmal sahen.

Und Shenka sprang bellend im Kreise herum.

Der Putilow-Arbeiter lachte zuerst mit den andern, aber dann fragte er Lenin ernst:

„Wladimir Iljitsch, und wann werden wir unseren 1. Mai in einem freien Rußland feiern?"

„Bald", sagte Wladimir Iljitsch mit Überzeugung und blickte sinnend ins Weite.

In der Ferne hoben sich die hohen Sajannerberge ab. Nur an einem so klaren Tag wie dem heutigen konnte man sie von Schuschenskoje aus erkennen. Sie schienen leicht und zartblau, nur um ein kleines dunkler als der Himmel.

Der Abschluß der Maifeier fand in Lenins Wohnung statt.

Hier bildete sich wieder ein Chor, nur war er diesmal stärker, weil neue Stimmen hinzugekommen waren: die von Nadeshda Konstantinownas Mutter und von einem Mädchen aus Schuschenskoje mit Namen Pascha.

Man gedachte auch der im Kampf gefallenen Genossen und stimmte zu ihren Ehren Wladimir Iljitschs Lieblingslied an:

„Unsterbliche Opfer, ihr sanket dahin . . ."

Und noch spät in der Nacht konnte man in der engen Bauernhütte die Kampflieder des revolutionären Proletariats hören.

Als die Gäste gegangen waren, konnte Lenin lange keinen Schlaf finden.

Er schritt aufgeregt im Zimmer auf und ab und sprach bis zum Morgen mit Nadeshda Konstantinowna über die Zukunft, über den schönen 1. Mai dereinst im freien Rußland.

DIE VERHAFTUNG

Lenin sollte aus der Verbannung zurückkehren. Aber die zaristischen Behörden hatten ihm verboten, in der Hauptstadt und in den großen Städten zu leben, in denen es viele Betriebe gab; denn sie wollten nicht, daß Lenin mit den Arbeitern in Berührung käme.

Da wählte sich Wladimir Iljitsch die Stadt Pskow aus und siedelte sich dort an. Diese Stadt gefiel ihm besonders, weil es von dort mit der Eisenbahn nicht weit nach Petersburg war. Er war fest entschlossen, sooft wie möglich in die Hauptstadt zu fahren, wenn er auch wußte, daß er von neuem verhaftet würde, falls die Polizei ihn aufspürte.

Zweimal reiste Wladimir Iljitsch mit gutem Erfolg nach Petersburg, ohne daß ein einziger Polizist davon Wind bekommen hätte.

Beim drittenmal begleitete ihn sein jüngerer Bruder Dmitri Iljitsch. Sie hatten einen schweren Reisekorb bei sich mit geheimem Inhalt, nämlich bolschewistischen Büchern und Broschüren für die Arbeiter.

Weder auf dem Bahnhof noch im Zug bemerkte Lenin etwas Verdächtiges. Niemand schien ihm auf den Fersen zu sein.

Aber trotzdem faßte er den Entschluß, unterwegs in einen anderen Zug umzusteigen, um in Petersburg, auf dem Weg über Zarskoje Selo, auf einem Bahnhof anzukommen, wo die Polizei ihn schon gar nicht erwarten konnte.

Bei der Ankunft ging alles gut ab. Und die Hauptsache war, daß Lenin den Korb einem verläßlichen Genossen abliefern konnte. Dann ging Wladimir Iljitsch zu alten Freunden, bei denen er übernachtete.

Als Lenin am anderen Morgen in der Frühe aus dem Haus ging, wurde er gleich bei der Tür von zwei Polizisten gepackt: der eine hängte sich in seinen rechten Arm, der andere in seinen linken. Sie wollten nämlich verhindern, daß Wladimir Iljitsch während der Verhaftung noch schnell irgendein geheimes Dokument vernichtet, für das man ihn wieder nach Sibirien schicken könnte.

Solch ein wichtiges Dokument hatte Lenin wirklich in der Tasche.

Es sah wie eine ganz gewöhnliche Rechnung aus einem Geschäft aus. Aber zwischen den Zahlen standen mit Geheimtinte geschriebene Vermerke. Man mußte die Rechnung nur über eine Petroleumlampe halten, und die Schrift wurde sichtbar.

Die Polizisten brachten Lenin ins Revier. Sie durchsuchten ihn und nahmen ihm alle Papiere ab, die er bei sich hatte, darunter auch diese Rechnung. Aber sie beachteten sie weiter nicht.

Zwei Wochen lang saß Lenin im Gefängnis. Er saß seine Strafe für die eigenmächtige Zureise nach Petersburg ab, aber da ihm die Polizei nichts weiter nachweisen konnte, mußte sie ihn wohl oder übel freilassen; denn von dem geheimen Papier und dem Reisekorb mit den verbotenen Büchern wußte sie ja nichts.

Aber einer der Polizisten wollte Wladimir Iljitsch dennoch einen Streich spielen.

Lenin beabsichtigte zu jener Zeit ins Ausland zu fahren; er wollte dort die Herausgabe einer bolschewistischen Zeitung organisieren, was für die Partei eine sehr wichtige Sache war. Um aber ins Ausland zu reisen, brauchte man einen Auslandspaß, und den hatte Wladimir Iljitsch sich mit großer Mühe beschafft.

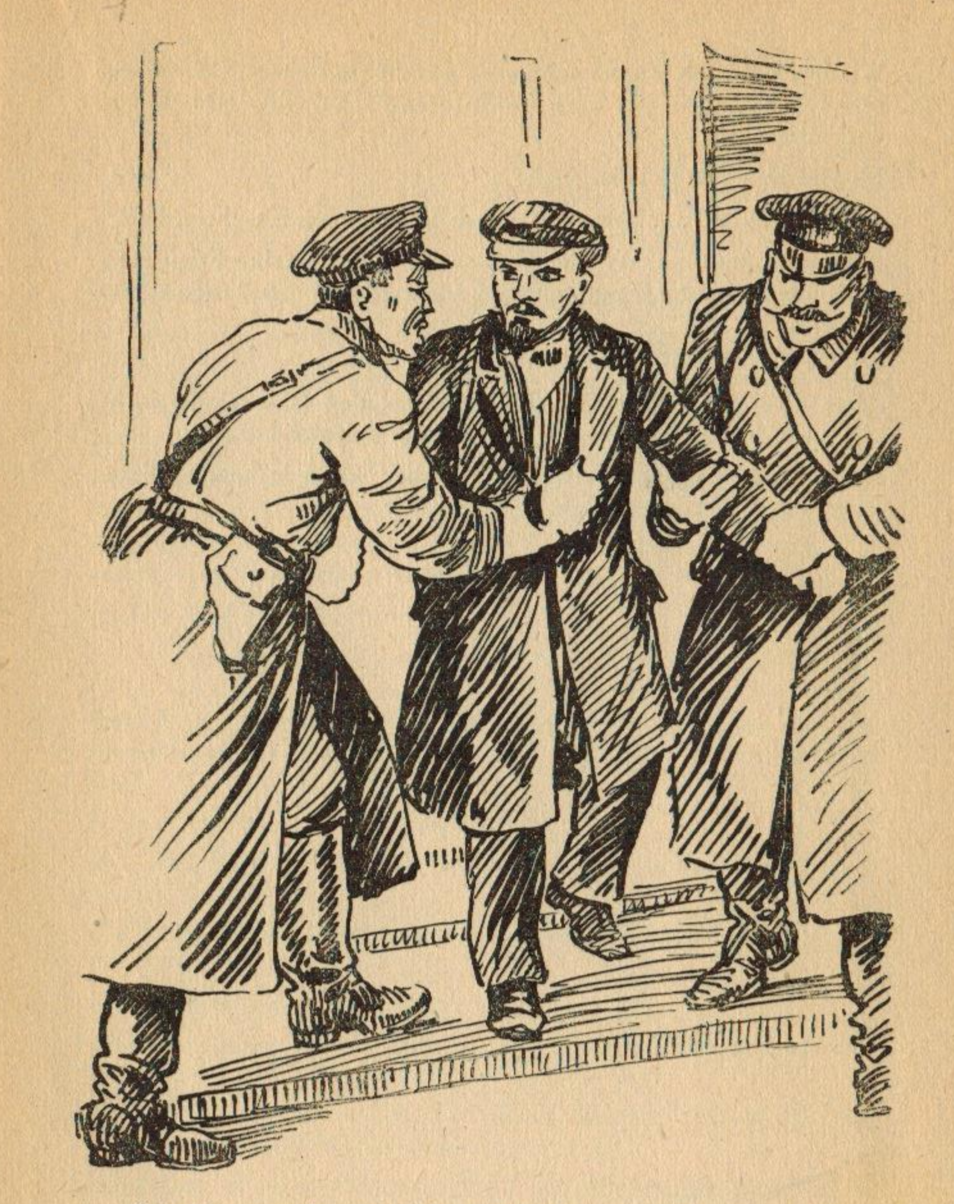
Diesen Auslandspaß hatte der Polizist ihm nun bei der Durchsuchung abgenommen und wollte ihn nicht mehr zurückgeben. Er versteckte den Paß in seiner Tischlade und sagte zu Lenin:

„Sie können gehen."

„Ohne Paß gehe ich nicht", entgegnete Lenin.

Der Polizeibeamte erklärte von oben herab:

„Ich denke gar nicht daran, Ihnen den Paß zurückzugeben."



Seite 24: ... wurde er gleich bei der Tür von zwei Polizisten gepackt

Wladimir Iljitsch wurde sehr aufgebracht und rief: „Das ist gesetzwidrig. Ich werde mich beschweren.“ Und ging schnell aus dem Zimmer.

Da rief ihm der Polizist nach:

„Hören Sie mal . . . kommen Sie zurück, nehmen Sie Ihren Paß.“

Als Lenin dann auf der Straße war, wollte sich seine Empörung noch immer nicht legen, und er sagte einmal ums andere vor sich hin:

„So ein alter Esel, so ein alter Gauner.“

Aber dann fiel ihm ein, daß die Polizei den Bücherkorb nicht gefunden hatte und daß der Paß in seiner Tasche war.

Und da sagte er noch einmal, nun aber schon lachend: „Nein, wirklich, so ein alter Gauner.“

EIN GEFÄHRLICHER MARSCH

Die Geschichte, die wir hier erzählen, trug sich zehn Jahre vor der Revolution zu.

Es war nachts auf dem Finnischen Meerbusen. Zwei Männer gingen übers Eis: Lenin und sein Führer. Der Führer wohnte unweit in einem kleinen Dorf und kannte die Küste gut.

Lenin mußte Rußland verlassen, denn er sollte wieder einmal verhaftet werden. Und der Führer hatte es übernommen, ihm zu zeigen, wie man die russische Grenze unbemerkt von den zaristischen Gendarmen überschreiten kann.

Es war kalt und windig.

Am Himmel eilten graue Wolken dahin. Manchmal trieb der Wind sie auseinander und dann blinkten für kurze Zeit grünliche Sterne. Aber auch in diesen Augenblicken konnte man im Umkreis nichts erkennen, und nur der Schnee schimmerte weiß . . .

Lange gingen die zwei Männer schweigend.

Um Mitternacht nahm der Wind zu. Lenin schlug den Kragen seines Mantels auf.

„In einer solchen Nacht braucht man einen warmen Pelz“, sagte der Führer leise.

Lenin wandte ihm das Gesicht zu.

„Nein“, entgegnete er lebhaft, „für solche Märsche taugt ein warmer Pelz nicht.“

Der Führer berührte mit der Hand Lenins leichten Herbstmantel, sagte aber weiter nichts.

Dann fing es an zu schneien. Bald war alles zugeweht. Dichter und immer dichter fielen die Flocken.

„Sehr gut", sagte Wladimir Iljitsch, der eilig ausschritt. „Nun ist die Gefahr wohl vorbei."

Der Führer war ein finnischer Bauer, der schlecht russisch sprach. Er verstand nicht genau, was das heißt, „die Gefahr ist vorbei", und deshalb schwieg er lieber.

Da fragte Lenin:

„Haben wir auch nicht den Weg verloren? Der Schnee ist gar zu dicht . . ."

Der Führer entgegnete ruhig:

„Den Weg? Hier gibt's keinen Weg. Man muß nur wissen, in welcher Richtung man sich zu halten hat."

Plötzlich krachte das Eis unter den Füßen und bewegte sich.

„Vorsicht!" rief der Führer Lenin zu und sprang zurück.

Wladimir Iljitsch blieb stehen. Ganz dicht vor ihm lief ein schwarzer breiter Spalt durch das Eis.

„Wir können nicht weiter", sagte der Führer erschrocken.

„Vorwärts", sagte Lenin und sprang über den Spalt.

Das Eis unter seinen Füßen schwankte, aber er hatte keine Zeit zum Nachdenken, denn der Schnee auf dem Eis wurde schon dunkel von dem heraufquellenden Meerwasser.

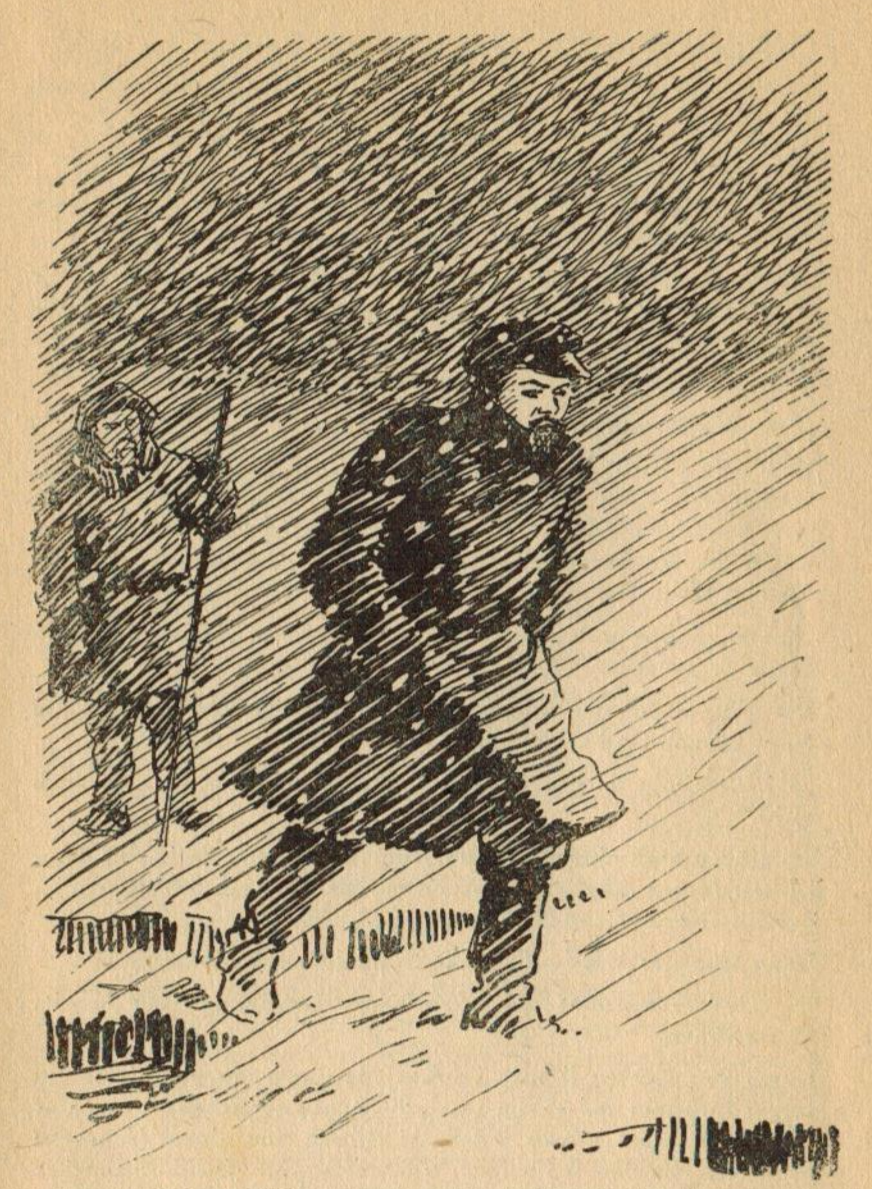
„Vorwärts", wiederholte Lenin und schritt weiter, wobei er sich bemühte, so leicht und so rasch wie möglich aufzutreten.

Der Führer schaute ihm ängstlich nach.

An einer Stelle glitt Lenin aus und wäre beinahe hingefallen, aber er richtete sich gleich wieder auf und schritt noch schneller aus. Und als er wieder einen wie Tinte schwarzen Streifen Wasser vor sich erblickte, blieb er keine Sekunde lang stehen, sondern sprang im Lauf darüber hinweg. Und erst als er über diese Spalte hinüber war, fühlte er festes Eis unter den Füßen. Er blieb stehen und rief den Führer:

„Komm her!"

Eine Minute später kam der heran, er war ganz erschrocken und sagte nichts.



Seite 27: Dichter und immer dichter fielen die Flocken

„Das ist nicht so schlimm", sagte Wladimir Iljitsch, um ihn aufzumuntern. „In solchen Fällen ist die Hauptsache, daß man nicht stehenbleibt. Laß uns weitergehen!"

Der Finne schwieg und dachte nach.

„Wir gehen nicht richtig", sagte er schließlich, „wir müssen nach rechts abbiegen."

„Aber man sieht doch überhaupt nichts", meinte Wladimir Iljitsch erstaunt, „woher willst du wissen, daß wir nach rechts gehen müssen?"

Er hatte kein volles Vertrauen mehr zu seinem Führer.

„Der Wind", entgegnete der Finne kurz.

Wladimir Iljitsch schlug den Mantelkragen zurück, und richtig: vorhin hatte ihm der Wind gerade ins Gesicht geblasen, aber jetzt kam er von rechts. Wenn man ein wenig nach rechts abbog, würde der Wind wieder ins Gesicht blasen. Also hatte der Führer diesmal recht.

Und sie gingen nach rechts. Der Führer schritt wieder voran und Lenin folgte ihm.

Der Führer schwieg lange, offenbar ging ihm ein Gedanke im Kopf herum. Und als er ihn zu Ende gedacht hatte, sagte er:

„Ja, für einen solchen Marsch taugt ein schwerer Pelz wirklich nicht."

Sie gingen noch eine Weile, und plötzlich hörten sie in der Dunkelheit fernes Schellengeläut. Es mußte wohl ein Schlitten sein, der am Ufer entlang fuhr.

Dann trug der Wind schwaches Hundebellen herüber.

Die Grenze mitsamt den zaristischen Gendarmen lag bereits hinter ihnen.

Durch den dichten Schnee blinkte wie durch einen Schleier ein gelbes Lichtlein auf — die Insel, die Lenin erreichen wollte, war schon nah. Dort wurde Wladimir Iljitsch von einem Genossen erwartet, der ihm bei seiner Weiterreise auf einem Eisbrecher durch die Ostsee behilflich sein sollte.

HEIMWÄRTS NACH RUSSLAND

Lenin lebte in der Schweiz, als in Rußland die Revolution ausbrach und der Zar gestürzt wurde. Als Lenin die Nachricht bekam, wollte er auf der Stelle zurück. Es litt ihn nicht mehr in der Fremde, mit aller Macht zog es ihn in die Heimat.

Aber es war gar nicht so einfach, nach Rußland zu gelangen, denn in ganz Europa tobte der Krieg.

Viel Zeit und Mühe kostete es, bis Lenin und die anderen im Ausland lebenden russischen Revolutionäre die Erlaubnis bekamen, über Deutschland und Schweden nach Petrograd zu reisen.

Im Zug ging Lenin gleich in sein Abteil und machte die Tür zu. Er wußte, daß ihm in Rußland eine große und wichtige Arbeit bevorstand, und er mußte sich vieles überlegen.

Der Zug fuhr durch die Schweiz der deutschen Grenze zu. Es war im Monat März, aber in den kleinen, wohlgepflegten Schweizer Gärten blühten schon die Krokusse. Doch Lenin sah von alledem nichts. Er saß am Fenster und schrieb mit schneller Hand ein Blatt ums andere voll. Dann legte er das Papier zur Seite und sagte zu Nadeshda Konstantinowna, seiner Frau:

„In Rußland werden wir sicher über kurz oder lang verhaftet." Er wußte aus Telegrammen, daß der Zar zwar gestürzt worden war, aber daß an seiner Statt eine Regierung herrschte, in der ein Großgrundbesitzer, ein Millionär, ein Fabrikant und ähnliche Leute saßen, so daß niemand erstaunt gewesen wäre, wenn sie Lenin wirklich hätten verhaften wollen.

Die anderen Reisegefährten zerbrachen sich darüber wenig den Kopf. Sie standen im Gang, lachten, scherzten und sangen...

Sie wollten sehr, daß auch Lenin zu ihnen herauskäme. Aber sie getrauten sich nicht, bei ihm anzuklopfen. Schließlich näherten sich ein paar Genossen seiner Tür und fingen mit leiser Stimme an zu singen:

„Graue Wolken in den Lüften,
Grauer Nebel auf dem Feld,
Gib uns kund, was dich betrübet,
Gib uns kund, woran du denkst.“

Als Lenin dieses Lied hörte, mußte er lachen und kam auf den Gang hinaus.

Da wurde es noch lustiger, alle sangen im Chor und Lenin sang auch mit.

Als die deutsche Grenze schon ganz nah war, sagte Lenin:

„So, und jetzt müssen wir mit dem Singen aufhören.“

Sie fuhren sehr lange. Schließlich machte der Zug an einer Bucht halt. Hier war wieder eine Grenze, denn auf der anderen Seite, jenseits der See, fing Schweden an.

Auf dem Wasser, gleich neben dem Ufer, wartete ein riesengroßer Dampfer. Der ganze lange Zug fand darin Platz, und es war sogar noch eine ganze Menge Raum übrig, so ungeheuer groß war dieser Schiffskasten.

Die Fahrt über die See dauerte recht lange. Der Kapitän befürchtete, daß das Schiff auf eine Mine stoßen könnte, und deshalb fuhr er langsam. Außerdem erhob sich ein starker Sturm, und das große Schiff wurde von den Wellen arg geschaukelt. Viele Reisende bekamen die Seekrankheit, aber Wladimir Iljitsch blieb davon verschont.

Endlich zeigte sich die schwedische Küste . . . Aus Stockholm, der Hauptstadt Schwedens, schickte Lenin ein Telegramm nach Petrograd, in dem er seine bevorstehende Ankunft mitteilte. Das war mitten in der Nacht.

Lenin hatte große Eile. Jede Stunde war für ihn kostbar. Um die Reise abzukürzen, schlug er vor, nicht mit der Eisenbahn

durch ganz Schweden, sondern im Schlitten direkt über das Eis des zugefrorenen Meerbusens zu fahren.

Am anderen Morgen in der Frühe war er mit seinen Reisegefährten schon in einem kleinen Fischerdorf, von dem man bei klarem Wetter sogar die russische Küste erkennen konnte.

Aber an diesem Märztag lag dichter weißer Nebel über dem Eis, und man konnte überhaupt nichts sehen.

Bald kamen die Schlitten an. Es waren kleine schwedische Bauernschlitten mit Glöckchen, in denen außer dem Kutscher nur zwei Leute sitzen konnten. Sie wurden von starken, struppigen Pferdchen gezogen. Da Lenin und seine Genossen an die dreißig Mann waren, brauchten sie fünfzehn Schlitten.

Man nahm Platz und dann begann die Schlittenfahrt im Nebel übers Eis. Sie fuhren in einer langen Reihe, einer hinter dem anderen.

Der Schlitten Wladimir Iljitschs befand sich ungefähr in der Mitte.

Da riefen alle:

„Lenin soll vorausfahren! Lenin muß an die Spitze!“

Der Kutscher ließ die Peitsche knallen, und der Schlitten Wladimir Iljitschs flog in schneller Fahrt voraus.

Im ersten Schlitten saß ein junges Mädchen, das ihr rotes Kopftüchlein in der Hand hielt und sich bemühte, es an einem Stock festzuknüpfen. Als Lenin ihren Schlitten überholte, erriet er gleich ihre Absicht: sie wollte eine rote Fahne machen.

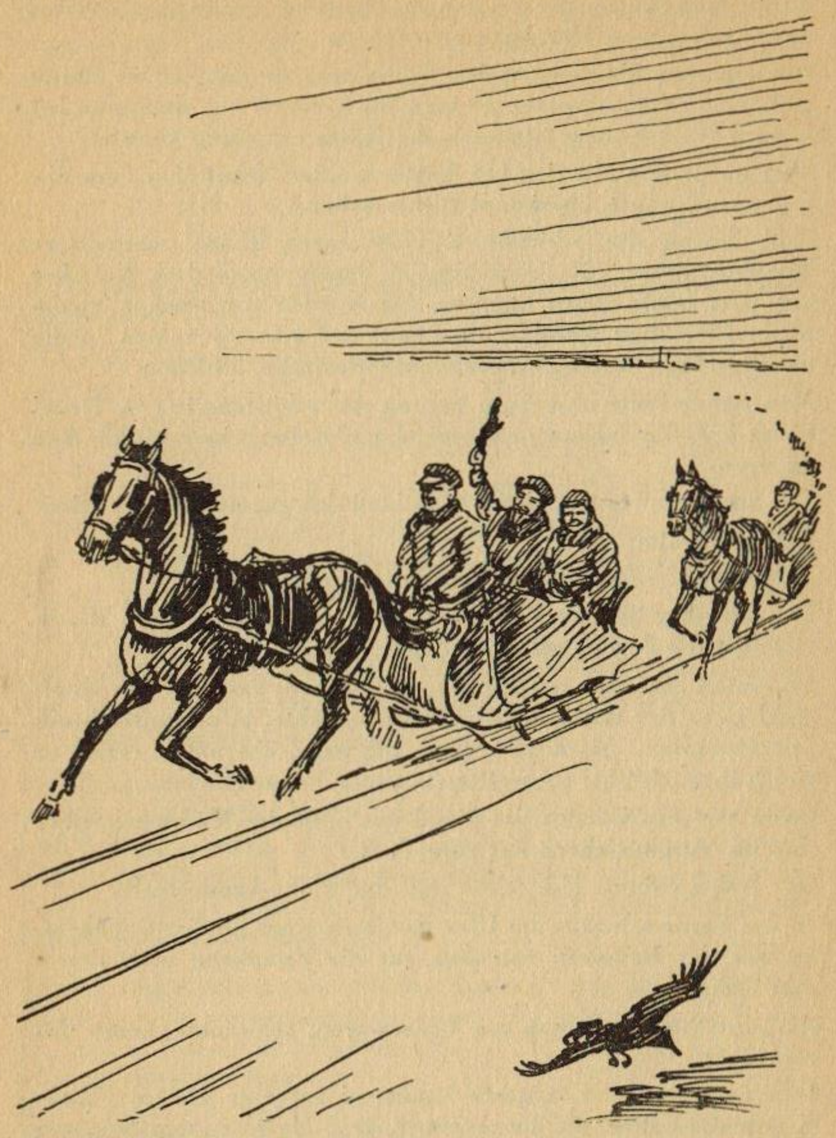
Lenin streckte wortlos die Hand aus, und das Mädchen reichte ihm im Vorüberfahren das rote Tuch.

Der Nebel lichtete sich schon und die Sonne brach durch.

In der Ferne sah man am Ufer das Dach eines großen Gebäudes. Es war der Bahnhof, von dem aus die Eisenbahn nach Petrograd führte.

Als sie schon ganz nah am Ufer waren, schwenkte Lenin das rote Tuch.

Ihm entgegen aber flatterte leuchtend rot eine andere Fahne. Es war die Fahne, die die revolutionären Matrosen und Soldaten auf dem Bahnhofsdach hißten.



Seite 33: Als sie schon ganz nah am Ufer waren, schwenkte Lenin das rote Tuch

DER EMPFANG

Lenin wurde in Petrograd schon lange erwartet, aber niemand wußte genau, wann er ankommen sollte. Dann kam das Osterfest. Am Ostermontag ging Katja Trofimowa, eine junge Konfektionsarbeiterin, erst gegen Abend aus dem Haus.

Langsam schritt sie über die Straße. Auf dem Pflaster glänzten blau und frühlingshell die Pfützen. Und über die Pfützen sprangen kleine Jungen, die mit langen Stangen Tauben scheuchten.

Katja schlenderte ohne Eile bis zur nächsten Seitengasse. Aber plötzlich merkte sie, daß sie jemand aufgeregt beim Ärmel zupfte.

„Katjuscha."

Katja drehte sich um und sah Natalja Jegorowna, die in derselben Fabrik arbeitete.

„Flink, laufen wir ins Komitee", sagte Natalja, „Lenin kommt heute an."

Das Bezirkskomitee der bolschewistischen Partei befand sich zu jener Zeit in einem kleinen Holzhaus und nahm alles in allem nur zwei kleine Zimmer ein. Im ersten Raum saß ein Mann mit einer Schaffellmütze an einem Tisch.

Natalja rief ihm schon von der Tür aus zu:

„Hast du's bekanntgegeben?"

Der Mann mit der Schaffellmütze antwortete verdrießlich:

„Versuch mal, heute etwas bekanntzugeben. Du weißt doch selbst, es ist Ostern. Die Betriebe sind geschlossen und die Post arbeitet nicht. Vielleicht kannst du mir sagen, wie ich die Leute benachrichtigen soll?"

Natalja nahm am Tisch Platz und dachte angestrengt nach. Dann fragte sie Katja:

„Kannst du hübsch schreiben, Katja?"

Ohne eine Antwort abzuwarten, ging sie ins Nebenzimmer und kam mit einem Streifen roten Baumwollzeugs wieder.

„So, darauf sollst du schreiben", sagte sie zu Katja, und fügte nach kurzem Überlegen hinzu: „Schreib: ‚Heute kommt Lenin, auf zum Empfang!' Mehr ist nicht nötig!"

Auf dem Fensterbrett stand eine Dose mit weißer Farbe, auch ein Stück Kreide lag dort.

Katja begann die Buchstaben mit Kreide vorzuzeichnen, damit sie so gleichmäßig und hübsch wie möglich herauskämen. Natalja rührte indessen die Farbe mit Öl an und suchte nach einem Pinsel. Aber plötzlich rief sie:

„Ja, wie wollen wir es denn tragen, wir brauchen doch Stöcke!" Und sie ging schnell auf die Straße.

Dort sprangen noch immer die Buben umher und scheuchten mit ihren Stangen laut pfeifend die Tauben. Aber die Tauben hatten keine rechte Lust mehr zum Spielen, es wurde schon Abend und sie wollten heim in ihren Taubenschlag. Auch die Pfützen überzogen sich bereits mit einer dünnen Eisschicht, die unter den Füßen krachte.

Natalja Jegorowna ging zu den Jungen und sagte:

„Kinder, ich bitte euch, gebt mir so eine Stange."

Aber die Jungen liefen vor Schreck gleich ein Stück weg. Sie hatten herrliche lange, glatte Stangen, so glatt, daß sie wie gelblackiert aussahen. Klar, daß man so feine Stangen nicht gern abgibt.

„Jungens", rief Natalja ihnen nach, „ich brauche die Stange für etwas ganz Wichtiges ... Wie soll ich euch das bloß klarmachen?"

Sie machte eine verzweifelte Handbewegung. Wie sollte sie die Jungen überreden? Die Stangen waren ihnen vielleicht in diesem Augenblick das Kostbarste auf der Welt, die würden sie nicht hergeben.

Und sie rief schon viel leiser:

„Heute kommt Lenin, dafür brauche ich die Stange."

Katja Trofimowa hatte inzwischen ihre Arbeit beendet. Die Inschrift glänzte in frischer, weißer Farbe, sie war klar und deutlich zu lesen, und nur stellenweise waren die Buchstaben ein bißchen schief geraten.

Aber plötzlich erschrak Katja: wo war bloß Natalja hin? Sie schaute aus dem Fenster und da sah sie die Freundin unten auf der Straße mit einem Haufen kleiner Jungen am Zaune sitzen, denen sie offenbar etwas sehr Interessantes erzählte.

„Natascha", rief ihr Katja zu, „was machst du denn da?"

„Ich erzähle den Jungen bloß von Lenin", kam die Antwort.

„Aber wir müssen doch eine Latte haben."

„Ja, das müssen wir", sagte Natalja mit einem leichten Seufzer. „Nun, macht's gut, Jungens, ein andermal mehr." Und sie ging.

Aber einer der Jungen rannte hinter ihr drein und hielt ihr die Stange hin.

„Da, nimm sie."

Die Jungen begleiteten ihre Stange bis ins Komitee. Sie sahen wortlos zu, wie Natalja ihre schöne Stange mit der Hand ausmaß, dann mit einem Federmesser in der Mitte eine kleine Kerbe einschnitt und den Stab krachend über dem Knie entzweibrach. Einer der Jungen stieß vor Schreck einen Seufzer aus. Solch eine herrliche Stange kaputt zu machen! Aber ein anderer gab ihm einen Rippenstoß:

„Das ist doch für Lenin."

Aus der langen Stange waren zwei handliche Stöcke geworden, an denen Katja und Natalja das rote Tuch mit der Inschrift befestigten. Das Plakat war fertig und sie trugen es auf die Straße.

Katja hatte geglaubt, daß die Leute auf der Straße sich über das merkwürdige Plakat wundern würden. Aber niemand wunderte sich. Die Leute traten von allen Seiten heran, lasen die Inschrift „Heute kommt Lenin" und fragten:

„Wann läuft der Zug ein?"

Und viele Leute zogen hinter dem Plakat her.

Ein alter Mann sagte ganz böse zu Natalja:

„Warum habt ihr nicht draufgeschrieben, auf welchem Bahnhof er ankommt?“

Aber Natalja antwortete:

„Das kannst du dir an deinen fünf Fingern abzählen, am Finnländischen.“

Der Alte schlug aufgeregt mit den Fausthandschuhen gegen die Seiten.

„Meine Söhne sind zu Hause, habe ich noch genug Zeit, um sie zu holen?“

Und Natalja sagte ruhig:

„Geh nur, du hast noch Zeit.“

Katja und Natalja zogen mit ihrem Plakat durch den ganzen Bezirk. Und als sie schon in allen Straßen gewesen waren, wandten sie sich dem Stadtinnern zu. Immer mehr Leute folgten ihnen. Als sie zum Newski-Prospekt kamen, schaute sich Katja um, und da sah sie eine riesige Menschenmenge, die schier kein Ende nahm.

Katja erkannte auch den Alten, der seine Söhne geholt hatte. Rechts und links von ihm marschierten zwei baumlange Burschen, und daneben lief der kleine Junge, der die Stange hergegeben hatte. Und dann kamen viele bekannte Arbeiterinnen von der Konfektionsfabrik, Soldaten, Arbeiter, Studenten.

Jemand sagte:

„Wir wollen ein Kampflied singen.“

Und er fing gleich darauf selbst an:

„Brüder, zur Sonne, zur Freiheit . . .“

Die anderen stimmten ein.

Beim Singen wurde der Schritt gleichmäßiger und taktfester, und die Leute ordneten sich, ohne es zu merken, in Viererreihen. Es war nun kein regelloser Menschenhaufen mehr, sondern ein richtiger Demonstrationszug zu Lenins Empfang.

Als sie an die Newa kamen, sahen sie, daß auch aus den anderen Bezirken solche Züge anrückten. Da waren Truppen, die unter ihren Fahnen marschierten, eine Abteilung Kronstädter Matrosen zog vorbei und hinter ihr ratterten Panzer über das Pflaster.

An der Newabrücke mußten sie warten: zuerst marschierten die Arbeiter vom Putilow-Werk hinüber, dann die Truppen und dann die Matrosen.

Als sie sich dem Bahnhof näherten, war die Menschenmenge so dicht, daß nirgends ein Plätzchen frei war. Alle umliegenden Straßen und der Bahnhofsplatz waren von Menschen überflutet.

Selbst wenn die Polizei versucht hätte, Lenin zu verhaften, es wäre ihr nicht gelungen, denn das Volk von Petrograd hätte es nicht zugelassen.

Inzwischen war es dunkel geworden. Die Arbeiter zündeten Fackeln an, die sie mitgebracht hatten. Die Fackeln brannten mit lodernden, rotglühenden Flammen. Vom Bahnhof her leuchteten ihnen die bläulichweißen breiten Strahlen der Scheinwerfer entgegen. Und in diesem roten und blauen Licht sah alles ringsum ungemein festlich und ungewohnt aus.

Natalja und Katja standen mit ihrem Plakat ganz am Ende des Bahnhofsplatzes und hatten Angst, sie würden Lenin von hier aus nicht zu sehen bekommen.

Das Gewühl vor dem Bahnhof wurde ständig größer, denn immer neue Arbeiter- und Soldatenkolonnen trafen aus den verschiedenen Stadtbezirken ein.

Dann hörte man ein lautes Geratter. Die Menge kam in Bewegung und machte Platz. Knatternd und prustend rollten mit roten Fahnen geschmückte Panzerwagen zum Bahnhof.

Hinter den Panzerwagen strömte auch die Menge vorwärts. Natalja und Katja reckten die Köpfe, so hoch sie konnten, sie wollten doch so gern etwas sehen. Aber außer Rücken und schwarzen Mützen sahen sie gar nichts.

Bloß ganz weit vorn, gleich neben dem Bahnhof, überragte ein grünlicher, vom Scheinwerferlicht hellbeleuchteter Panzerwagen die Menge.

Alles wartete.

Natalja horchte gespannt, ob kein Zug einlief. Aber man hörte weder das Pfeifen einer Lokomotive noch Räderrollen.

Doch plötzlich ging es wie ein Wogen durch das vor dem Bahnhof versammelte Volk.

Und dann trat mit einem Schlag tiefe Stille ein, es war so still, daß man die Fackeln knistern hörte.

Hoch auf dem Panzerwagen, von allen Seiten gut zu sehen, stand Lenin.

Ein paar Sekunden lang schwieg er, stand nur leicht vorgebeugt da, und es schien, als umfange er mit seinem Blick all die Menschen, das Licht und die Fahnen, als wolle er im flackernden Schein alle die Inschriften auf den Plakaten entziffern.

Und der Strahl eines Scheinwerfers fiel in einer fernen Ecke des Platzes auf einen Streifen roten Baumwollzeugs, und man konnte deutlich die Worte lesen:

„Heute kommt Lenin, auf zum Empfang!"

Das Plakat hielten zwei junge Arbeiterinnen in roten Kopftüchern.

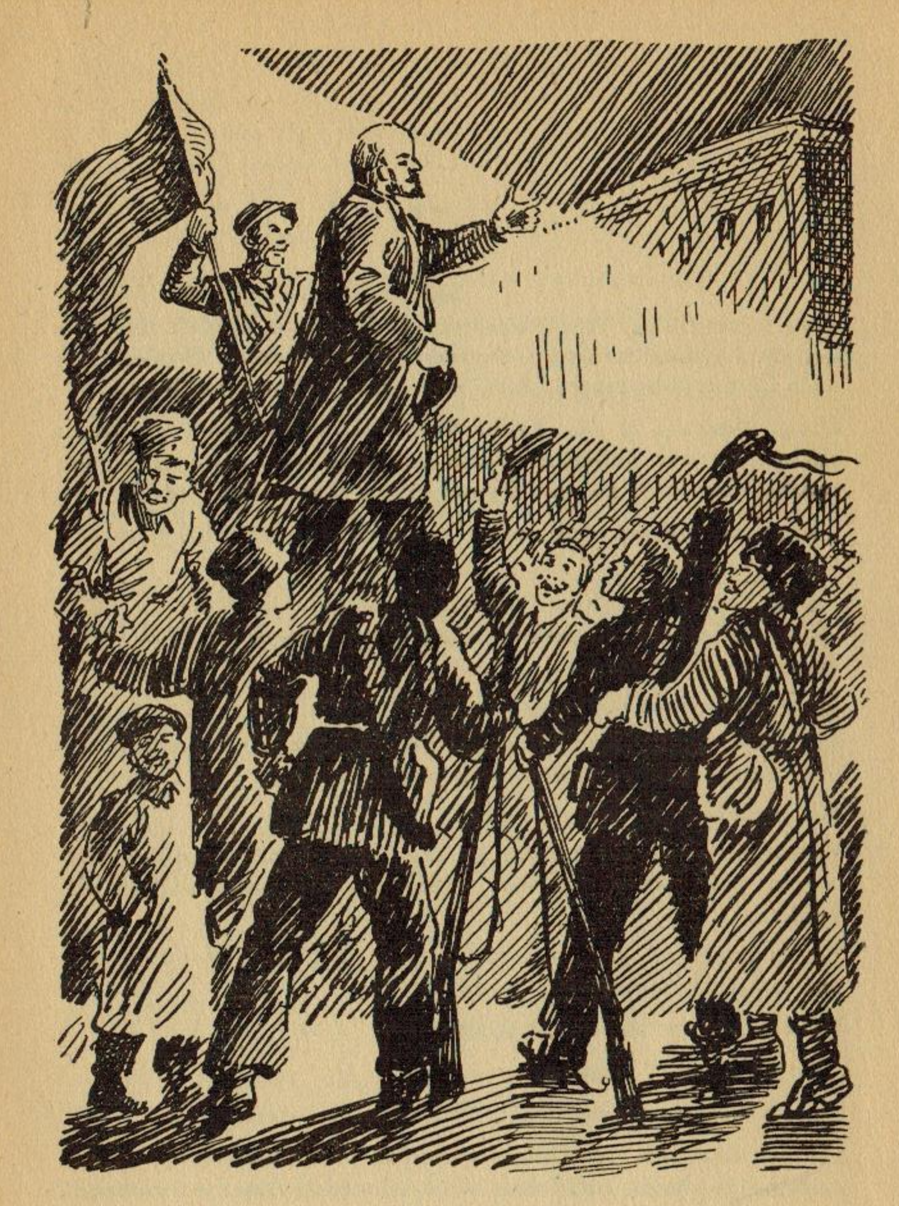
Und Lenin sah es.

Er sah alles, all die vielen Matrosen, Arbeiter, Soldaten, Studenten.

Er sah ein Meer von Köpfen, er sah das Volk, das gekommen war, ihn zu begrüßen.

Und Lenin nahm bewegt die Mütze vom Kopf und hob sie zum Gruß hoch in die Luft.

Dann schob er die Mütze rasch in die Tasche, streckte die Hand aus und begann seine Rede, die an jenem Abend niemand aufgezeichnet und die doch niemand vergessen hat.



Seite 40: Hoch auf dem Panzerwagen stand Lenin

IM JULI

Seit Lenins Ankunft in Petrograd waren drei Monate vergangen. Wladimir Iljitsch und Nadeshda Konstantinowna wohnten auf der Breiten Straße, und auch Lenins Schwestern Maria und Anna wohnten bei ihnen.

Eines Morgens in der Frühe kam Jakow Swerdlow zu ihnen hinauf. Er war äußerlich genau so ruhig wie sonst, aber man merkte ihm doch an, daß irgend etwas vorgefallen war.

„Wladimir Iljitsch muß sofort verschwinden, er wird gesucht", sagte Swerdlow.

Es lag zwar noch kein Verhaftungsbefehl vor, aber er sollte jeden Augenblick ausgestellt werden, und Swerdlow hatte rechtzeitig davon erfahren.

Man durfte keine Minute verlieren.

Swerdlow nahm seinen Regenmantel ab und gab ihn Lenin, damit dieser nicht so leicht zu erkennen wäre.

Sie verließen das Haus zu zweit.

Kaum waren sie außer Sicht, da kam auch schon ein großer Lastwagen an, vollbeladen mit Offizieren und weißgardistischen Junkern.

Sie sprangen ab, stürmten die Treppe zu Lenins Wohnung hinauf und trommelten hart gegen die Tür.

Nadeshda Konstantinowna machte auf.

„Wo ist Lenin?" brüllten sie.

„Er ist nicht zu Hause", sagte Nadeshda Konstantinowna.

Da machten sich die Offiziere daran, die Wohnung zu durchsuchen. Sie durchschnüffelten alles, die Schränke, die Kommode und krochen sogar unters Bett.

Dann gingen sie ins Vorzimmer, wo ein großer Reisekorb stand. Einer der Offiziere zog seinen Säbel und stach mit aller Wucht durch den Korb. Das sah durch die offenstehende Küchentür Annuschka, Nadeshda Konstantinownas junge Hausgehilfin.

Annuschka funkelte den Offizier, der den Korb durchbohrt hatte, wütend an und sagte:

„Sie sollten mal in die Ofenröhre kriechen und nachsehen."

„Maul halten!" brüllte der Offizier, ging aber nicht in die Küche, sondern ins Zimmer zurück.

Er riß die Schreibtischlade auf und kramte alle Briefe heraus, die dort lagen.

In einem Brief schrieben Soldaten von der Front an Lenin:

„Freund und Genosse Lenin! Wir Soldaten sind stets bereit, Dir wie ein Mann zu folgen, wohin es auch sei . . ."

In einem andern Brief, der aus einem fernen Dorf kam, hieß es: „Nur Lenin kann Rußland retten, wenn wir fest zu ihm halten und seinen Worten folgen werden . . ."

Und solche Sätze waren in allen anderen Briefen zu lesen. In diesen Briefen standen keine Geheimnisse. In ihnen stand nur die Liebe des Volkes zu Lenin, und das war für niemanden ein Geheimnis.

Der Offizier schmiß wütend die Briefe auf den Tisch.

Dann befahl er, alle, die sich in der Wohnung befanden, festzunehmen: Nadeshda Konstantinowna, Maria Iljinitschna, Anna Iljinitschna und sogar Annuschka.

Sie nahmen die Verhafteten in ihrem Wagen mit und brachten sie in ein großes Haus, wo sie in einen schmutzigen Raum mit abgerissenen Tapeten geführt wurden.

Eine Minute später stürmten weißgardistische Junker mit gezogenen Säbeln ins Zimmer und riefen:

„Wo ist Lenin?"

Es war klar, daß sie die Absicht hatten, Wladimir Iljitsch zu töten, und sie waren furchtbar wütend, daß ihnen Lenin ent-

gangen war. Nadeshda Konstantinowna und die andern Hausgenossen wurden lange ausgefragt. Aber sie sagten den Offizieren natürlich nichts, und die ließen sie schließlich frei.

Wladimir Iljitsch befand sich um diese Zeit schon in einer anderen Wohnung.

Nachts hatten die Behörden eine Anweisung gegeben, daß vom frühen Morgen an alle Hausmeister vor den Haustüren stehen müßten und niemanden rauslassen dürften, den sie nicht als Hausbewohner gut kannten. Auf diese Weise glaubten die Weißgardisten, Lenin fangen zu können.

Wladimir Iljitsch hatte die Nacht in der Wohnung eines Petrograder Arbeiters verbracht.

Als er frühmorgens aufwachte und beim ersten Blick aus dem Fenster zwei neben dem Tor wartende Hausmeister in ihren weißen Schürzen erblickte, erriet er sogleich, was das zu bedeuten hatte.

Er zog sich ohne Eile an, nahm einen Regenschirm und ging ganz ruhig durch den Vorgarten, direkt auf die Hausmeister zu.

Die schauten ihn überrascht an: sie kannten diesen Mann nicht und durften ihn auch nicht hinauslassen.

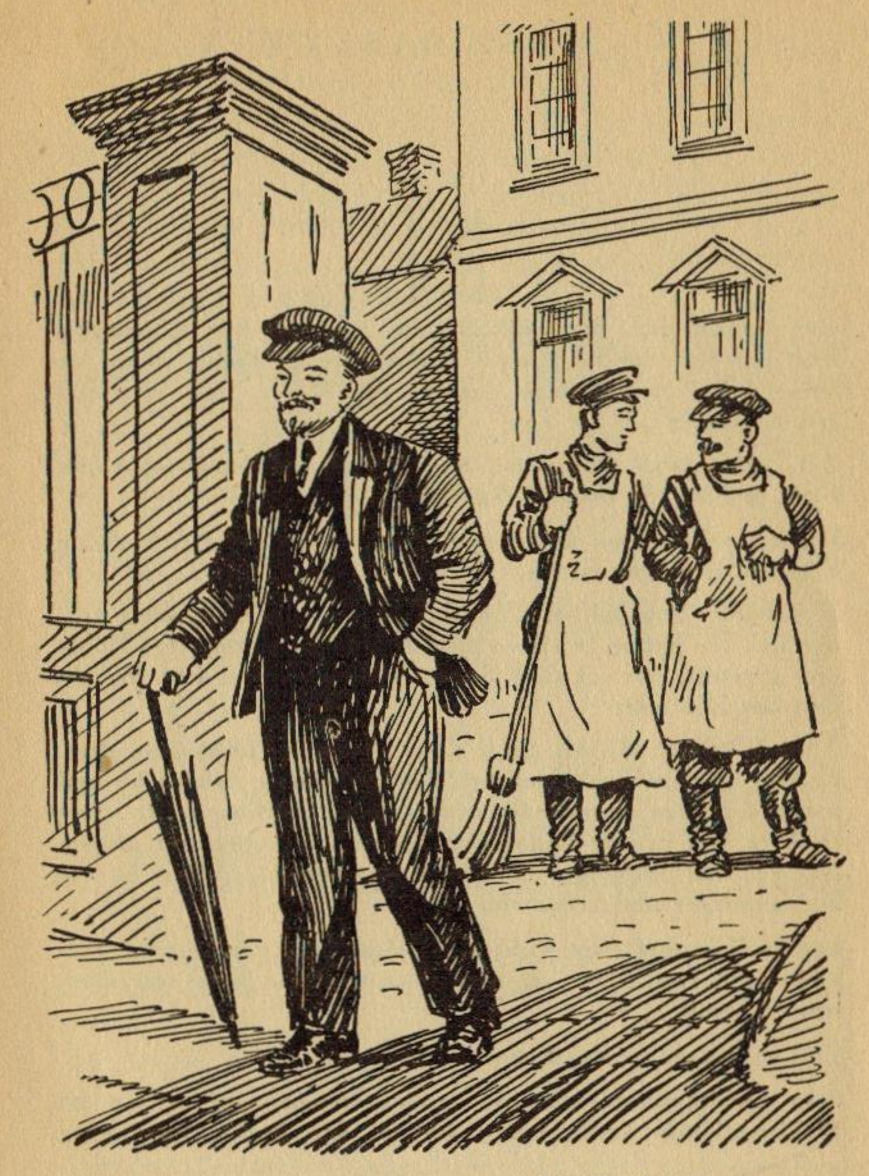
Aber Lenin ging mit so ruhiger Sicherheit, daß die Hausmeister dachten: der hat gewiß nichts auf dem Kerbholz. Er geht ganz langsam und beeilt sich nicht. Der Mann, der gesucht wird, sieht bestimmt anders aus, der würde auch rennen und sich ängstlich umblicken.

Der Mann mit dem Regenschirm ging indes geradewegs auf die Hausmeister zu und blinzelte vergnügt in die Morgensonne, offenbar war er in bester Laune.

Die beiden Hausmeister blickten Lenin an, warfen sich dann gegenseitig einen Blick zu und ließen den Mann mit dem Regenschirm aus dem Tor hinaus.

Lenin schritt gemächlich über die Straße. An ihm vorüber sauste ein Lastwagen mit Offizieren und Junkern, die immer noch nach ihm fahndeten.

Und ein paar Tage darauf verließ er unbemerkt Petrograd.



Seite 44: Er geht ganz langsam und beeilt sich nicht

Nicht weit von Leningrad ist eine Bahnstation, die heißt Raslyw. Und bei der Bahnstation liegt ein See, der heißt auch Raslyw. Im Frühjahr, wenn der Schnee schmilzt, überflutet der See die Wiesen, und daher hat er den Namen*).

Zur Sommerszeit wächst auf den Wiesen am Raslywsee hohes Gras, und im Juli beginnt die Mahd.

Um diese Zeit kam Lenin nach Raslyw, weil er sich vor den Feinden verbergen mußte.

Jenseits des Sees hatten Genossen für ihn eine Behausung vorbereitet. Sie hatten in einem großen Heuhaufen eine Art Höhle frei gemacht, die vor dem Regen Schutz bot und fast wie ein Zelt aus Heu war.

Aber Wladimir Iljitsch gefiel diese Wohnung nicht besonders. Er ging in den Wald, hieb kräftige und dünne Zweige ab und baute sich eine Unterkunft nach seinem Geschmack: die Äste trieb er fest in den Boden ein, bedeckte sie oben mit grünen Zweigen und bekleidete die Wände ringsherum mit Heu. So war es geräumiger und bequemer.

Lenins Wirtschaft war nicht sehr reichhaltig: ein eiserner Teekessel, ein Topf, eine Axt, eine Säge und eine Sense war alles, was er besaß.

Und so begann Lenins Leben im Laubzelt.

Sein Lieblingsplatz war ein großer Baumstumpf mitten im Weidengebüsch. Lenin setzte sich auf den Boden, legte seine

*) Das Wort bedeutet auf russisch: Über die Ufer treten. Der Übersetzer.

Papiere auf den Baumstumpf und schrieb. Und die Weidenbüsche verdeckten ihn von allen Seiten.

Jeden Abend kam ein Boot über den See. Ein zuverlässiger Genosse brachte Zeitungen und Briefe aus Petrograd.

Wladimir Iljitsch las aufmerksam die Briefe und Zeitungen und strich alles mit Blaustift an, was ihn interessierte.

Er schrieb selbst jeden Tag Briefe nach Petrograd — an die Genossen Stalin, Dzierzynski und Swerdlow.

In seinen Briefen unterwies er die Genossen, wie man den bewaffneten Aufstand vorbereitet und beginnt. Er schrieb ihnen, daß man als erstes die Post und das Telegraphenamt in Besitz nehmen, die Newabrücken mit revolutionären Truppen besetzen und die Kriegsschiffe mit den revolutionären Matrosen in die Nähe von Petrograd bringen müßte.

Die Feinde suchten zu dieser Zeit unablässig nach Lenin, konnten ihn aber nicht finden. Sie schrieben in ihren Zeitungen, Lenin sei auf einem Flugzeug ins Ausland entflohen, oder: Lenin halte sich in einem Unterseeboot auf dem Meeresboden verborgen.

Lenin las das alles und mußte lachen:

„Solche Dummköpfe! Solche Narren!"

Ein bißchen schwierig war es mit der Verpflegung — manchmal hatte Lenin nicht einmal ein Stück Brot. Aber Lenin vergaß über der Arbeit ganz seinen leeren Magen, und erst, wenn man ihm von der Bahnstation das Essen brachte, merkte er, wie hungrig er war.

Einmal fingen die Kinder von Raslyw einen großen Hecht im See und brachten ihn Lenin. Vor Lenins Zelt hing an einer Stange ein Topf.

Die Jungen wollten gleich eine Fischsuppe für Lenin kochen, aber der hielt sie zurück.

„Wartet lieber", sagte er, „für heute habe ich noch ein bißchen Brot und Tee. Aber morgen wird nichts mehr da sein. Lassen wir den Hecht lieber für morgen zum Mittagessen."



Seite 47: Einmal fingen die Kinder einen großen Hecht und brachten ihn Lenin

Wladimir Iljitsch hatte eine Sense, mit der er das Gras mähte. Er legte das Heu zum Trocknen aus, und wenn es nach Regen aussah, legte er es in einen Haufen.

Eines Tages zog eine dicke schwarze Wolke über dem See herauf. Lenin beeilte sich und schichtete schnell das Heu auf. Ein Blitz zerriß die Wolke, und es donnerte laut. Aber als der Guß begann, hatte Lenin das Heu schon aufgehäuft.

Nach dem Regen war die Luft angenehm frisch, es roch nach Blumen, feuchtem Heu und Erde. Und die Sonne strahlte wieder über dem See. Da sah Lenin, daß ein Boot am Ufer anlegte.

Seine Freude war groß — Sergo war zu Besuch gekommen.

Sergo Ordshonikidse, Lenins Freund und Kampfgefährte, schritt über den Wiesenpfad, konnte aber Lenin nicht sehen.

Als Lenin aus dem Gebüsch heraustrat, machte Ordshonikidse ein finsteres Gesicht: er sah einen fremden Mann. Woher kam der? Was wollte er hier gleich neben Lenins Versteck?

Und wirklich, Wladimir Iljitsch war schwer zu erkennen. Der Bart und der Schnurrbart waren abrasiert, die Mütze hatte er tief über die Stirn gezogen und er trug einen alten Mantel mit zerrissenem Ärmel.

Lenin nickte Ordshonikidse zu, aber der erkannte ihn noch immer nicht. Da klopfte ihm Wladimir Iljitsch vergnügt auf die Schulter und sagte:

„Erkennst du mich denn nicht, Genosse Sergo?"

Und erst in diesem Augenblick erkannte Ordshonikidse Lenin.

Sie gingen zusammen in Lenins Zelt. Sergo hatte wichtige Nachrichten vom Genossen Stalin für Lenin mitgebracht. Nicht alles durfte man in Briefen schreiben, denn die Briefe konnten Feinden oder Verrätern in die Hände fallen.

Lange saßen die beiden Freunde im Zelt und besprachen vieles. Am andern Morgen fuhr der unerwartete Besuch nach Petrograd zurück. Er nahm die Antwort und genaue Anweisungen für Genossen Stalin von Lenin mit.

*

4

Einige Zeit danach kam ein anderer Genosse zu Lenin und sagte:

„Es ist besser, wenn Sie nach Finnland fahren. Hier können Sie noch erkannt werden."

Aber Lenin antwortete lachend:

„Ich kann doch nicht weg, ich habe hier doch meine Arbeit, ich muß Heu trocknen. Ein alter Mann kam her, so ein sehr ernster. und hat mich gedungen . . ."

Der Genosse wurde ganz aufgeregt:

„Sehen Sie, das kann ein Spitzel gewesen sein. Und der hiesige Waldhüter hat Sie auch gesehen . . ."

Wladimir Iljitsch unterbrach ihn:

„Das ist alles Unsinn. Weder der Waldhüter noch der alte Bauer werden mir etwas Böses antun. Aber der Regen . . . das ist etwas anderes. Der Regen wird mich wirklich von hier vertreiben: sehen Sie, ich habe keinen trocknen Fleck zum Arbeiten mehr."

Er warf einen Blick auf sein Lieblingsplätzchen: da stand der triefende Baumstumpf, der hatte sich schon am Rand mit kleinen Pilzen bedeckt und sah ganz verweint aus.

Zwei Tage später war das Zelt leer. Lenin war abgereist.

DER HEIZER VOM ZUG Nr. 71

Um 1 Uhr 10 Minuten nachts sollte der Zug Nr. 71 an der kleinen Station Udelnaja, unweit von Petrograd, anhalten. Mit dem Lokomotivführer dieses Zuges war vorher ausgemacht worden, daß er ein Stückchen weiter als sonst fahren solle, so daß die Lokomotive ganz am Ende des Bahnsteigs zum Stehen kam, wohin das Licht der Bahnhofslaterne nicht fiel. Und hier sollte der Heizer unbemerkt aussteigen und Wladimir Iljitsch seinen Platz einnehmen.

Der Lokomotivführer vom Zug Nr. 71 hatte Lenin vorher nie gesehen. Und selbst wenn er ihn gesehen hätte, so hätte er ihn doch nicht erkannt, denn Lenin war ganz verändert, das Gesicht war glattrasiert, und auf dem Kopf hatte er falsche Haare und darüber eine schwarze Eisenbahnermütze.

Als der Zug anhielt und der Heizer im Dunkeln abgesprungen war, stieg Wladimir Iljitsch mit solcher Selbstverständlichkeit die Sprossen zur Lokomotive hinauf, daß der Lokomotivführer überhaupt nicht fragte, denn es war klar, daß dies kein anderer als Lenin sein konnte.

Nun waren auf der Lokomotive drei Mann, der Lokomotivführer, sein Gehilfe und Lenin.

Die Lokomotive wurde mit Holz gefeuert. Wladimir Iljitsch sah, wie der Gehilfe das Holz zuerst in einen kleinen eisernen Verschlag dicht neben der Feuerkiste legte. Dort trocknete das Holz. Der Gehilfe nahm dann einen Kloben nach dem andern und schob ihn in die Feuerkiste, wobei er die Glut mit einer eisernen Schaufel schürte, damit es besser brannte.

Wladimir Iljitsch hing seinen Mantel an einen Nagel, krempelte die Ärmel auf und machte sich an die Arbeit.

Er legte die feuchten Holzscheite in den Verschlag, warf sie, sobald sie trocken waren, in das Feuerloch und lockerte die brennenden Stücke mit der Schaufel auf. Der Lokomotivführer drehte sich einmal ums andere zu Wladimir Iljitsch um und schaute ihn verwundert an, aber der Gehilfe war sehr zufrieden, er konnte jetzt die Hände in den Schoß legen. Er setzte sich auf eine Kiste, schmauchte sein Pfeifchen und sah wohlwollend dem neuen Heizer zu.

So kamen sie bis nach Bjeloostrow. Hier war die Grenze und dahinter begann Finnland.

Alle Mitreisenden mußten ihre Pässe vorzeigen. Und aus irgendeinem Grund wurde der ganze Zug durchsucht. Als der Lokomotivführer das erfuhr, kletterte er flink von der Lokomotive und koppelte sie ab. Dann dampfte er mit ihr zur Wasserpumpe, um Wasser aufzunehmen. Dabei ließ er sich aber Zeit. Schon ertönte auf dem Bahnsteig das dritte Abfahrtsignal, aber die Lokomotive stand noch immer an der Pumpe.

Da kam pustend und schnaufend der Schaffner angerannt und wies aufgeregt auf seine Trillerpfeife. Das hieß, es ist Zeit zur Abfahrt. Der Lokomotivführer fuhr zurück zum Zug und koppelte schnell an. Der Schaffner pfiff, und die Räder fingen an, sich zu drehen.

Auf dem Bahnsteig stand ein Offizier und schaute den Lokomotivführer an. Und plötzlich mußte er wohl etwas begriffen haben, denn er schwenkte aufgeregt den Arm. Soldaten rannten auf die Lokomotive zu.

Aber es war schon zu spät, der Zug fuhr schon, und immer schneller drehten sich die Räder ...



Seite 52: Er legte die feuchten Holzscheite in den Verschlag

In Finnland, nicht weit von unserer Grenze, liegen zwei Seen, die der Helle und der Dunkle See heißen. Der Dunkle See ist von finsteren Wäldern umgeben, aber der Helle See ist von allen Seiten offen, die Sonne bescheint ihn den ganzen Tag, und darum ist sein Wasser so klar, daß man jedes Steinchen auf dem Grunde sehen kann.

Zwischen diesen beiden Seen steht am Waldrand ein kleines Haus.

In diesem Haus wohnte im Jahre 1917 ein finnischer Arbeiter mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen.

Eines Tages hörte die Frau Räderrollen, und als sie hinauseilte, sah sie, daß ihr Mann gekommen war und einen unbekannten Mann mitgebracht hatte.

Ihr Mann rief ihr lustig zu:

„Schau her, das ist unser Besuch, er heißt Konstantin Petrowitsch Iwanow."

Und von diesem Tag an wohnte Konstantin Petrowitsch in dem kleinen Haus zwischen den Seen.

Er hatte sich vom ersten Tage an mit den beiden Söhnen seines Gastgebers angefreundet, der ältere war acht Jahre alt und der jüngere sechs.

Konstantin Petrowitsch wanderte oft mit den Jungen in den Wald. Der Sommer ging schon zur Neige, und es gab, wie immer im Frühherbst, eine Menge Preiselbeeren.

Konstantin Petrowitsch konnte kein bißchen Finnisch. Das störte zwar die Freundschaft nicht, ließ aber kein Gespräch zustande



Seite 54: Konstantin Petrowitsch wanderte oft mit den Jungen in den Wald

kommen. Sie suchten zu dritt Beeren, aber sie konnten sich über die Beeren nicht unterhalten.

Nach und nach begann der fremde Gast die Kinder ein bißchen zu verstehen. Sie riefen oft: „Punaiset! Punaiset marjat!"

Das heißt auf finnisch: „Rote Beeren!"

Diese Worte gefielen dem russischen Onkel sehr. Und er sagte auch: „Punaiset marjat!"

Immer, wenn er im Moos rote Beeren sah, rief er: „Punaiset!"

Dann fingen die Kinder an zu lachen. Es klang gar zu drollig, wie Konstantin Petrowitsch diese Worte aussprach. Aber das machte das Beerensuchen noch lustiger.

Wenn sie genug Beeren hatten, gingen alle drei zum Hellen See. Es war ein warmer Herbst, und das Wetter verlockte zum Baden.

Konstantin Petrowitsch zog sich aus, aber die Mütze nahm er nicht ab. Er schwamm über den ganzen See, hin und zurück, und behielt die Mütze dabei auf dem Kopf. Die Kinder wollten ihn fragen, warum er beim Baden seine Mütze aufbehielt, aber sie wußten nicht, wie man das fragt.

Erst wenn Konstantin Petrowitsch aus dem Wasser kam, nahm er die Mütze ab. Er hatte dichtes, dunkles Haar, das struppig über die Stirn hing.

Nach dem Spaziergang setzte sich Konstantin Petrowitsch immer zum Schreiben hin. Er schrieb sehr schnell und mit kleiner Schrift und schrieb an einem Tag viele, viele Blätter voll.

Dann sagte die Mutter zu den Kindern:

„So, und jetzt stört ihn nicht, er arbeitet."

Und die Kinder schauten nur von weitem zu ihm hinüber. Aber am anderen Morgen kamen sie wieder zu ihm und holten ihn zum Beerensuchen ab. Sie zeigten ihm ihre leeren Körbchen und riefen: „Punaiset marjat!"

Und dann lachte Konstantin Petrowitsch und ging mit ihnen.

„Nun, wenn schon punaiset marjat, denn schon punaiset marjat", sagte er.

Der Vater kam immer erst abends von der Arbeit heim und erzählte, was es in der Stadt Neues gab. Dort wurde nur über die Bolschewiki und über Lenin gesprochen.

Konstantin Petrowitsch hörte aufmerksam zu, wenn der Vater erzählte, lachte manchmal und fühlte dabei verstohlen seine Haare an.

Er blieb nicht lange in dem kleinen Haus. Eines Tages kamen drei Arbeiter aus der Stadt und holten ihn ab.

Dann wurde es richtig Herbst. Der Helle See sah gar nicht mehr hell aus. Dunkle Wellen rollten von einem Ufer zum anderen, und nachts hörte man die Bäume im Walde knarren, so heftig blies der Wind.

Eines Tages fuhr der Vater nach Petrograd und kam mehrere Tage lang nicht nach Hause. Die Mutter machte sich große Sorgen um ihn, denn sie wußte, daß in Petrograd geschossen wurde und daß die Arbeiter, Soldaten und Matrosen einen Aufstand gegen die Regierung gemacht hatten.

Endlich kam der Vater. Er war in sehr guter Laune und hatte viel zu erzählen: die Arbeiter hatten gesiegt, und in Rußland herrschte nun eine Sowjetregierung mit Lenin an der Spitze.

Dann holte er behutsam ein Bild aus seinem Köfferchen und zeigte es den Kindern: „Erkennt ihr den?"

Die Mutter lachte:

„Wie sollen sie ihn erkennen? Sie haben ihn doch nur mit den Haaren gesehen, und die waren so dicht, daß sie die ganze Stirn verdeckten."

Aber der größere Junge rief:

„Jetzt weiß ich auch, warum er beim Baden immer die Mütze aufbehalten hat. Er hatte große Angst, daß die Perücke naß werden könnte."

Und der Vater fragte den Jüngeren: „Und du erkennst ihn nicht?"

Der schaute das Bild lange an und dann erkannte auch er seinen alten Freund. Er erkannte ihn an den Augen, denn Lenin hatte wirklich ganz besondere Augen.

AUF DER BRÜCKE

Der Aufstand begann nachts. Die Nacht war kalt und finster. Auf den Straßen brannten keine Laternen. Wie eine schwarze Riesenmasse lag der bolschewistische Kreuzer „Aurora" auf der Newa. Die Lichter an Bord waren gelöscht, die Kanonenrohre zeigten auf das Winterpalais. Durch die Dunkelheit hörte man fernes Schießen und Knattern von Motorrädern; Lastwagen mit bewaffneten Soldaten und Matrosen rasselten laut dröhnend durch die Straßen.

Überall brannten Reisigstöße. Die Rotgardisten wärmten sich am Feuer, sprachen leise miteinander und warteten auf den Befehl zum Losschlagen. Die bewaffneten Arbeitergarden hatten zu dieser Zeit schon die Newabrücke besetzt.

Auf einer der Brücken stand ein junger Petrograder Arbeiter Posten, mit Namen Andrej Krutow. Er bewachte die Brücke zusammen mit acht anderen Rotgardisten. Ihr Kommandeur war ein alter Bolschewik, den sie alle Wassili Iwanowitsch nannten.

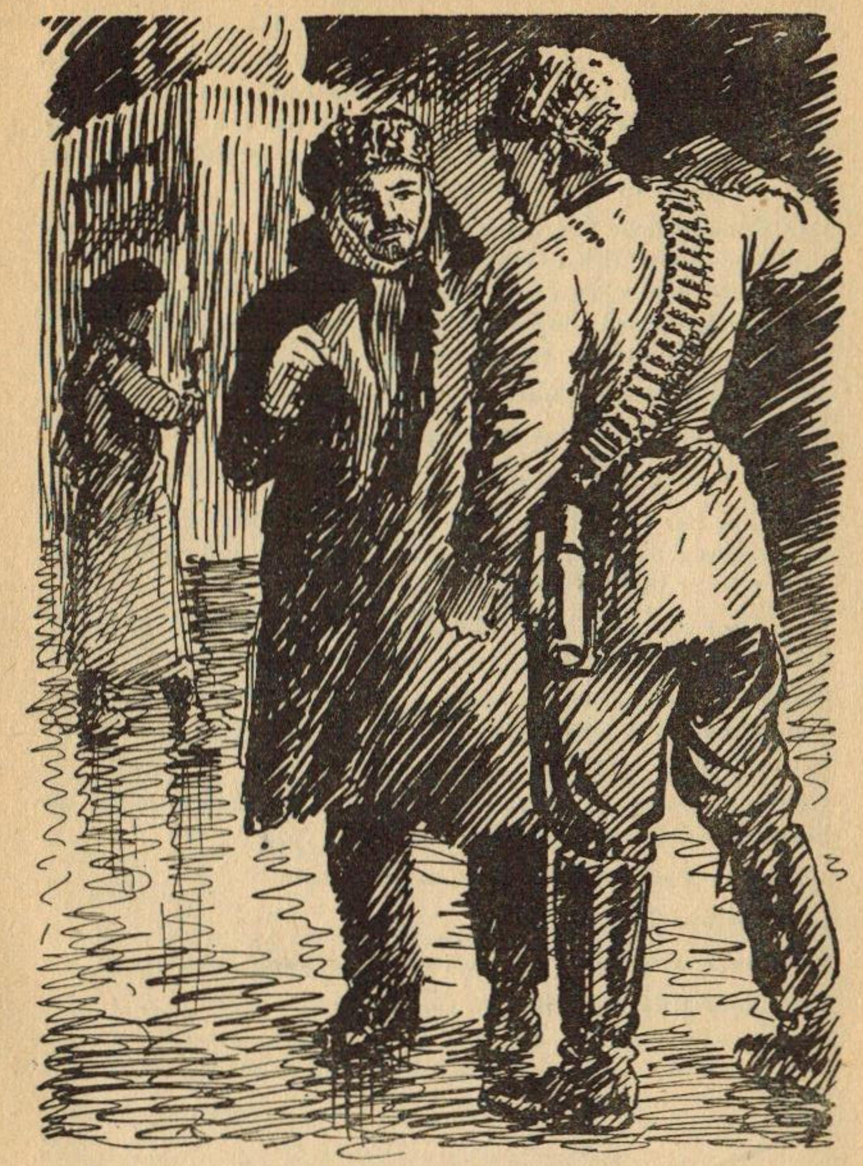
Zweimal wurde die Brücke in dieser Nacht von den Weißgardisten beschossen, aber die Roten ließen die Angreifer nicht herankommen und wichen nicht einen Schritt zurück.

Jeder, der über die Brücke wollte, mußte einen besonderen Passierschein vorweisen.

Aber ein Mann wurde hinübergelassen, obgleich er keinen Passierschein hatte.

Als er sich der Wache näherte, ging Wassili Iwanowitsch mit dem Revolver in der Hand auf ihn zu und forderte:

„Ihren Passierschein!"



Seite 58: „Ihren Passierschein!"

Der Mann blieb stehen und schlug den hochgestellten Mantelkragen zurück. Er hatte eine dick verbundene Backe. Er sagte leise etwas zu Wassili Iwanowitsch. Der trat einen Schritt zur Seite und salutierte militärisch. Der Mann mit der verbundenen Backe ging schnellen Schrittes an Andrej vorbei auf die Brücke und verschwand in der Dunkelheit.

Der Kommandeur des Brückenpostens trat an seinen Platz zurück und stellte sich neben Andrej. Er sprach kein Wort, aber er schaute immerfort in der Richtung aus, in der der Fremde verschwunden war. Dort auf der anderen Seite des Flusses hörte man von Zeit zu Zeit dumpfe Schüsse.

Schließlich hielt es Andrej nicht mehr aus und fragte:

„Hat er dir eigentlich einen Passierschein vorgezeigt?"

Wassili Iwanowitsch schüttelte den Kopf und erwiderte langsam:

„Nein, er hat noch keinen bekommen. Er mußte sich die ganze Zeit verborgen halten ... Anfangs in Finnland und zuletzt hier. Jetzt geht er in den Smolny."

Und dann setzte er hinzu und Andrej glaubte, Angst in seiner Stimme beben zu hören:

„Stell dir einmal vor: er mußte an den weißgardistischen Truppen vorbei. Wie leicht hätte er ... verstehst du ... wie leicht hätte ihn eine Kugel treffen können."

Und zum erstenmal hörte Andrej seinen Kommandeur mit so bewegter Stimme sprechen.

Er blickte Wassili Iwanowitsch an und fragte:

„Ja, wer war denn das?"

Und der Kommandeur der Roten Brückenwache antwortete:

„Wladimir Iljitsch Lenin."

IM SMOLNY

Aus einem fernen Dörfchen in Sibirien kam ein alter Bauer nach Petrograd gereist. Unterwegs im Zug erzählte er allen Leuten, die es hören wollten, daß er zu Lenin fahre. Er müsse unbedingt mit Lenin sprechen, über sein bäuerliches Leben.

Lange Zeit war der Alte auf der Reise. Schließlich kam er in Petrograd an.

Er schaute sich um, und da sah er auf der Straße Arbeiter mit Gewehren stehen. Dann zog mit klingender Musik ein Regiment Soldaten vorüber und voran trugen sie eine große rote Fahne.

Der alte Bauer ging an einen Rotgardisten heran und fragte:

„Wie soll ich das verstehen?"

Und der antwortete ihm:

„Ganz einfach, seit gestern haben wir eine Sowjetmacht."

Und der Alte ging durch die Straßen und fragte die Leute, wo er wohl Lenin finden könnte.

Und alle sagten zu ihm:

„Im Smolny."

Lange wanderte er durch die ganze Stadt und kam schließlich zu einem riesig großen Haus.

Neben dem Haus brannten lustig Reisigfeuer und überall standen Maschinengewehre. Neben den Maschinengewehren gingen Matrosen und Soldaten auf und ab.

Das war der Smolny.

Da war ein junger Matrose, der dem alten Bauern gut gefiel. Er stampfte immerfort mit den Füßen auf dem Pflaster auf und

klatschte in die Hände; er wollte sich wärmen, denn es war bitter kalt, und von der See her blies ein eisiger Wind.

Der Alte sagte zu ihm:

„Ich möchte gern Lenin sehen."

Der Matrose musterte ihn von Kopf bis Fuß und fragte: „Was willst du denn von Lenin?"

„Ich bin hergekommen, um ihm von meinem bäuerlichen Leben zu erzählen."

„Dann geh zum Kommandanten, Alterchen, und hol dir einen Passierschein", sagte der Matrose und zeigte dem alten Bauern, wohin er gehen müßte.

Auf der Treppe stand eine lange Schlange von Menschen, die alle zum Kommandanten wollten. Die breiten Treppenstufen waren ganz schlüpfrig vom Schmutz, man sah, daß viele Leute am Tage hier hinauf- und hinuntergingen.

Der Kommandant schrieb die Passierscheine langsam aus. Seine Hand war mehr gewöhnt, das Gewehr zu halten, und er faßte die Feder vorsichtig und fast ängstlich mit allen fünf Fingern.

Als der Alte seinen Passierschein hatte, machte er sich auf die Suche nach Lenin.

Im Erdgeschoß des Smolny wurden Gewehre an die Arbeiter und Matrosen ausgegeben. Einer nach dem anderen ging an einen hochgewachsenen, lustigen Soldaten heran, nahm ein Gewehr und Patronen in Empfang, unterschrieb und ging in den Hof hinaus. Dort stellten sich alle in Reih und Glied auf und marschierten dann ab. Von ferne hörte man Kanonendonner, denn bei Petrograd wurde gekämpft.

Der Alte fragte den hochgewachsenen Soldaten, wo er wohl Lenin finden könnte.

Der Soldat lächelte ihn freundlich an und sagte:

„Im Zimmer 67."

Vor der Tür des Zimmers 67 standen zwei Rotgardisten Posten: ein alter schnurrbärtiger Arbeiter in einem schwarzen Mantel und ein junger Bursche in einer Schaffelljacke.

Der Alte sagte zu ihnen:

„Ich möchte Lenin sehen."

Der bärtige Arbeiter sah ihn aufmerksam an und sagte:

„Dann geh geradeaus durch den Gang. Lenin wird im Großen Saal eine Rede halten."

Und erst in diesem Augenblick merkte der Alte, daß alle Leute in einer Richtung durch den Gang liefen. Er folgte ihnen und sah am Ende des Ganges eine weitgeöffnete weiße Tür. Vor der Tür drängten sich viele Leute.

Unser Alter bahnte sich einen Weg nach vorn, und kaum hatte er sich in den Saal hineingequetscht, als ein furchtbarer Lärm ausbrach. Er wußte zuerst gar nicht, was los war. Er schaute sich um, aber alle Leute ringsum schrien, klatschten in die Hände und schwenkten die Mützen. Es waren meist ganz einfache Leute in diesem prächtigen Saal, Männer in Militärmänteln, Schaffelljacken und Matrosenuniformen.

Und alle riefen:

„Lenin! L-e-n-i-n! Lenin!"

Der Alte stellte sich auf die Zehenspitzen und sah am anderen Ende des Saales Lenin.

Wladimir Iljitsch stand auf einem kleinen Podium. Er wartete, bis der Lärm und das Rufen nachließ. Schließlich hob er den Arm, um Ruhe zu schaffen.

Aber der Saal dröhnte und lärmte und wollte nicht verstummen.

„Lenin! ... Es lebe Lenin!"

Da machte Wladimir Iljitsch ein unzufriedenes Gesicht. Aber dann hielt er es nicht aus und lächelte. Und da wurde der Lärm noch größer.

Lenin machte eine ratlose Handbewegung und wartete noch ein Weilchen, dann hob er wieder den rechten Arm. Doch schließlich entschloß er sich, den Lärm nicht weiter zu beachten, beugte sich vor und begann seine Rede. Und da wurde es mit einem Schlag im Saale still.

„Genossen!“ sagte Lenin. „Die Arbeiter- und Bauernrevolution, von deren Notwendigkeit die Bolschewiki stets gesprochen haben, hat sich vollzogen.“

Lenin sprach über das neue Leben, über die Sowjetmacht. Er sagte, man müsse mit dem Krieg Schluß machen und den Gutsbesitzern das Land wegnehmen und es den Bauern übergeben.

Der Alte hörte wie gebannt zu. Jedes Wort von Wladimir Iljitsch verstand er.

Immer mehr Leute strömten in den Saal. Vom Atem der vielen tausend Leute war es heiß geworden. Der Schweiß rann über die Gesichter, aber niemand bemerkte es . . .

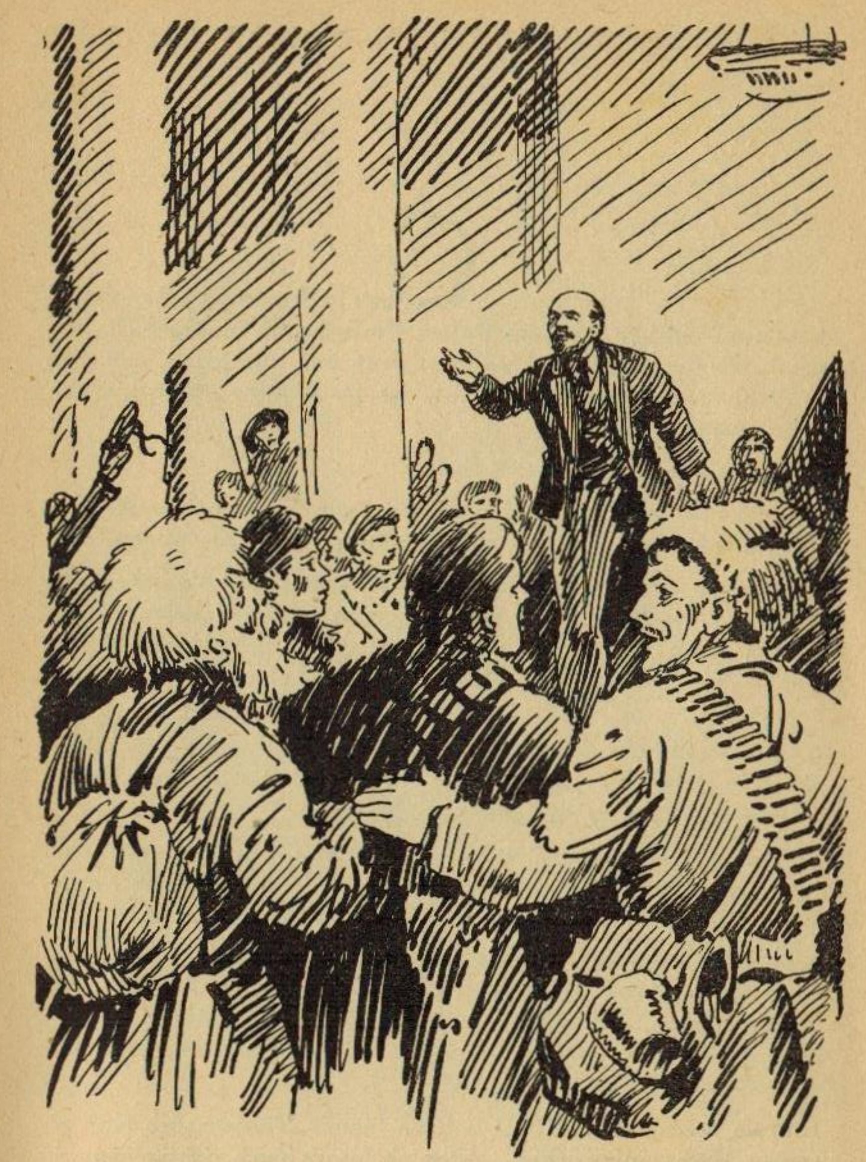
Dann schloß Lenin seine Rede. Der alte Bauer dachte an sein Dorf: ja, er wird dort alles haargenau erzählen, was Lenin heute gesagt hat.

Und dann ging er wieder durch den langen Gang zurück, um die breite Treppe zu finden, die zur Straße führte.

Aber plötzlich rief ihn jemand an. Es war der junge Matrose, der vorhin vor dem Smolny gestanden hatte.

„Nun, Väterchen, hast du Lenin von deinem Leben erzählt?“ fragte er lachend.

„Nein“, entgegnete der Alte, „Lenin hat mir von meinem Leben erzählt.“



Seite 64: Lenin sprach über das neue Leben

Ganz im Anfang der Revolution kam ein Mädchen aus dem Hohen Norden nach Moskau. Die Gegend, aus der sie stammte, war so fern und abgelegen, daß man in Moskau geradezu staunte: wie ist das Mädchen bloß hierhergekommen.

Aber das Mädchen erklärte einfach:

„Zuerst fuhr ich mit Hundeschlitten, dann mit Renntierschlitten, dann mit Pferdeschlitten und schließlich mit der Eisenbahn.“

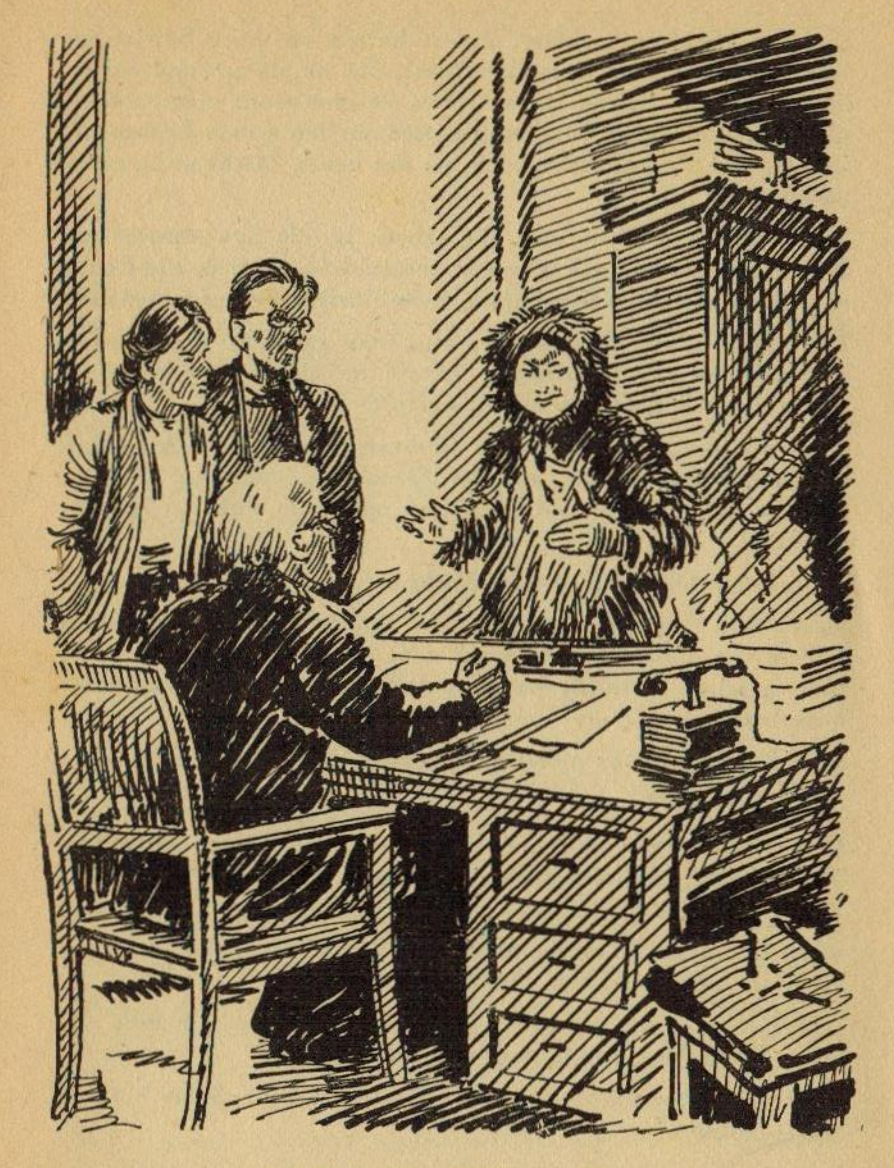
In Moskau ging sie vom Bahnhof geradewegs ins Volkskommissariat für Bildungswesen und bat, man solle ihr sagen, ob sie dort oben im Norden die Sowjetmacht richtig aufgerichtet hätten. Ob sie auch nicht vielleicht irgendeinen Fehler dabei gemacht hätten.

Und da stellte es sich heraus, daß sie die Sowjetmacht ganz allein, ohne fremde Hilfe, geschaffen hatten. Sie hatten auch keine Bücher oder Zeitungen gehabt.

Es war nur vor einiger Zeit ein Gerücht zu ihnen gedrungen, daß jetzt überall in Rußland eine gerechte Macht aufgerichtet würde. Woher das Gerücht kam, wußte das Mädchen selber nicht.

Allerdings hatte ihr jemand erzählt, daß irgendeiner am Nordmeer einen Matrosen gesehen habe, der von den Feinden, den Weißgardisten, entflohen war. Vielleicht war es dieser Matrose gewesen, der das Gerücht von der neuen Macht in die Polargegend gebracht hatte?

Und da beschlossen sie, bei sich im fernen Norden auch eine gerechte Macht aufzurichten. Aber ob sie es auch richtig gemacht hätten, so wie es sich gehört, das wußten sie nicht.



Seite 68: Und das Mädchen erzählte

Und das Mädchen erzählte: Zuerst hatten sie ihren Sowjet gewählt und nur Leute hineingeschickt, die sie als gut und zuverlässig kannten. Reiche Leute ließen sie überhaupt nicht hinein, nicht einen einzigen. Und dann hatten sie den armen Leuten geholfen, und die brauchten jetzt bei der neuen Macht nicht mehr zu hungern.

Das Mädchen erzählte und alle sahen: ja, die Sowjetmacht im Hohen Norden ist ganz genau so aufgerichtet worden, wie Lenin es gelehrt hat. Alles war richtig, kein einziger Fehler war dabei.

Das Mädchen ruhte in Moskau aus, man gab ihm viele Bücher und Zeitungen und vor allem Plakate, auf denen zu sehen war, wofür und wie die Sowjetmacht kämpft.

Und mit diesen Plakaten und Büchern fuhr sie zurück in den Hohen Norden. Zuerst auf der Eisenbahn, dann auf Pferdeschlitten, dann auf Renntierschlitten und schließlich auf Hundeschlitten.

Auch Lenin hörte von diesem Mädchen.

Zuerst war er recht ärgerlich, es tat ihm leid, daß ihm niemand früher von diesem Mädchen aus dem Norden erzählt und er es nicht gesehen hatte. Er hätte es doch so gern selbst über alles ausgefragt.

Aber dann wurde er plötzlich vergnügt:

„Wißt ihr was?“

Und er kniff sogar die Augen zusammen und sah ganz pfiffig aus, als wollte er gleich ein großes Geheimnis verraten.

„Wißt ihr was? Das konnte auch gar nicht anders sein! Die Sowjets sind doch die eigene Macht des Volkes. Und deshalb haben sie dort oben auch keine Fehler gemacht.“

Und Lenin blickte aufmerksam die Genossen an, ob auch alle seine Worte begriffen hätten, und setzte hinzu:

„Darin liegt gerade die Stärke der Sowjetmacht, daß das Volk sie selbst aufbaut.“

DER FLIEGER

In der Zeit der Revolution kamen viele Leute ins Volkskommissariat für Bildungswesen. Manchmal kamen sie einfach herein, um sich einen Rat in ihren verschiedenen Angelegenheiten zu holen, denn sie dachten: wenn das schon das Volkskommissariat für Bildungswesen ist, dann gibt man dort dem Volk eine Bildung, daß ihm alles Unverständliche verständlich wird.

Und so kam eines Tages auch ein Rotarmist. Es war ein großer lustiger Bursche mit breiten Schultern. Er lebte irgendwo an der Wolga. Dort gab es einen Flugplatz, und auf diesem Flugplatz erlernte der Rotarmist das Fliegen. Aber er war der Meinung, daß die Ausbildung der Flieger nicht in allem so vor sich ginge, wie sie sein sollte. Und das wollte er sich nun vom Herzen reden.

Als er ins Volkskommissariat für Bildungswesen kam, begann er Nadeshda Konstantinowna Krupskaja zu suchen. Natürlich hätte er seinen Kummer am liebsten Wladimir Iljitsch selbst erzählt. Aber nein, das ging nicht; so wichtig war die Sache doch nicht, daß man deshalb Lenins Zeit in Anspruch nehmen dürfte! Ja, und außerdem reichte dem Rotarmisten auch die Courage nicht. Nadeshda Konstantinowna konnte er auch nicht finden, sie war an diesem Tag abwesend, weil eine neue Waldschule für die Moskauer Kinder eröffnet wurde.

Deshalb geriet der Rotarmist zu der Gehilfin Nadeshda Konstantinownas. Sie hieß Sinaida Pawlowna und war eine alte Bolschewikin, die Lenin noch aus der Zeit vor der Revolution kannte.

Der Rotarmist fing an, ihr von sich und von seinen Kameraden zu erzählen. Sie wurden von alten Offizieren aus der Zarenarmee angelernt. Sowjetflieger gab es damals noch wenig und die weni-

gen waren auch an der Front. Aber den alten Offizieren durfte man nicht in allem trauen.

„Es ist geradezu zum Lachen", beklagte sich der lustige Rotarmist, „Tag und Nacht müssen wir die Flugzeuge bewachen, vor unseren eigenen Lehrern nämlich. Wir haben ständig Angst, sie könnten zu den Feinden überfliegen. Und der Unterricht ist auch sehr schlecht . . ."

„Wissen Sie was, Genosse, Sie sollten mit dieser Angelegenheit ins Militärkommissariat gehen."

Das hatte sich der Rotarmist wohl selbst schon überlegt, aber er war einfach ins Bildungskommissariat gekommen, um sich einen Rat zu holen.

Der Rotarmist ging also.

Aber Sinaida Pawlowna hatte am selben Abend eine Begegnung mit Wladimir Iljitsch und erzählte ihm von ihrem Gespräch mit dem Rotarmisten von der Wolga. Sie wußte, daß Lenin immer erfahren wollte, was die Arbeiter, die Bauern und die Kämpfer der Roten Armee denken und sagen. Das interessierte ihn stets und dafür fand er immer Zeit, wie beschäftigt er auch war.

Und auch diesmal zeigte Lenin gleich großes Interesse.

„Von der Wolga kommt der Rotarmist, und von welchem Ort? Nun, wenn dort ein Flugplatz ist, läßt sich das leicht erraten . . . Aus Saratow gewiß? Sie wissen es nicht? Und wie heißt er? Wie ist der Name?"

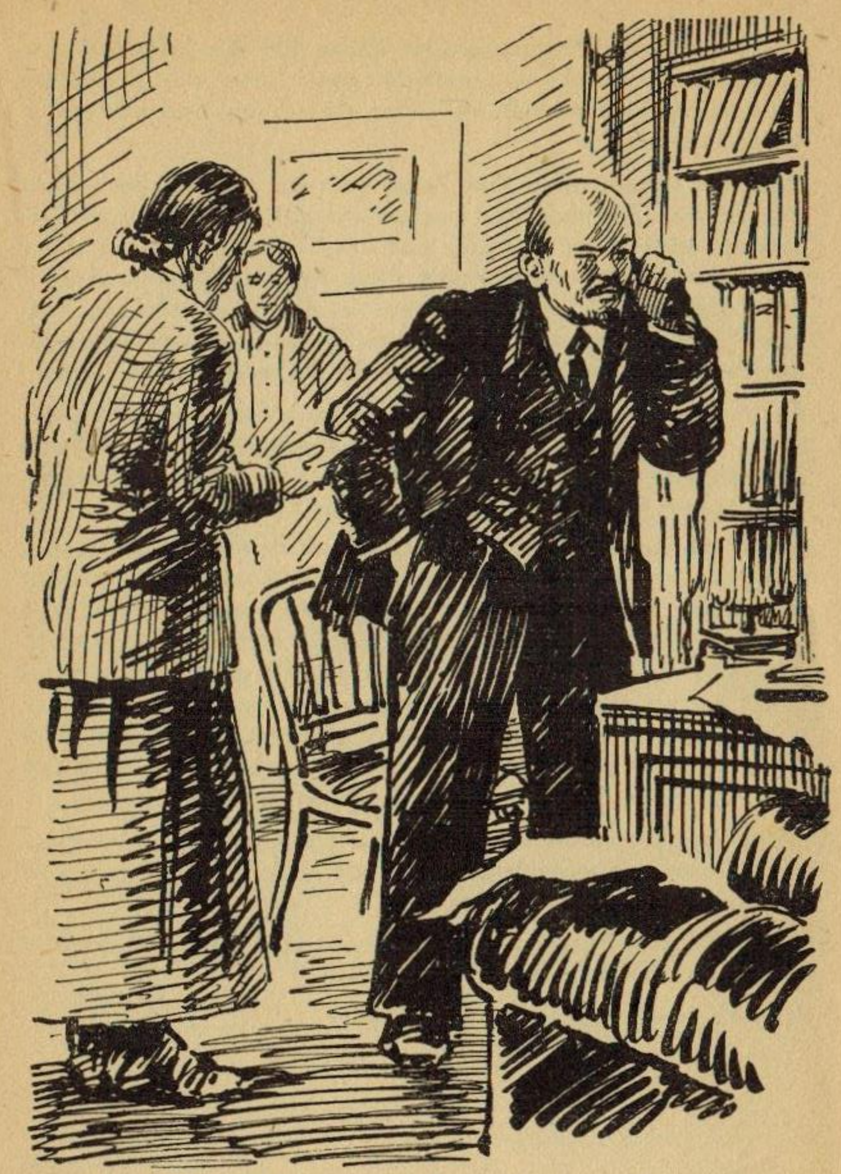
„Ich habe ihn nicht danach gefragt", entgegnete Sinaida Pawlowna.

„Kann er vielleicht über diesen Flugplatz etwas schreiben? Aus welchem Grunde man diesen Offizieren nicht trauen darf? Kann er seine Aussagen mit seinem Namen zeichnen?"

„Ich weiß nicht."

„Und wo wohnt er in Moskau? Haben Sie seine Adresse?"

Aber auch darauf wußte Sinaida Pawlowna keine Antwort zu geben.



Seite 72: Schließlich ging er zum Telephon und begann anzurufen

„In welches Militärkommissariat haben Sie ihn geschickt? Ins Militärkommissariat des Gouvernements? Oder der Republik? Oder vielleicht beschließt er, lieber einfach ins Bezirkskommissariat zu gehen?"

Wladimir Iljitsch stellte eine Frage nach der anderen. Schließlich ging er zum Telephon und begann anzurufen. Er rief das Militärkommissariat der Republik und des Gouvernements an, dann den Genossen Dzierzynski und dann den Stadtkommandanten von Moskau. Und jedesmal fragte er, ob heute nicht ein Rotarmist dagewesen sei und über einen Flugplatz an der Wolga gesprochen hätte. Und wie man ihn wohl ausfindig machen könnte.

Es ist klar, wenn Lenin persönlich einen Rotarmisten suchte, dann wurde er auch gefunden. Man brachte heraus, wo er in Moskau wohnte und wie er hieß und warum er den Offizieren nicht traute. Und man begann die Sache zu untersuchen.

Lenin gab Anweisung, daß alle Leute auf dem Flugplatz gründlich geprüft würden. Zum Leiter wurde ein Bolschewik bestimmt, ein Militär, und die Rotarmisten, die auf eigene Faust Tag und Nacht die Sowjetflugzeuge bewacht hatten, wurden nun mit wirklichem Erfolg im Fliegen ausgebildet. Die Flugzeuge waren allerdings damals alte Kästen, die noch aus der zaristischen Armee stammten. Man nannte sie im Scherz „Etageren", weil ihre Tragflächen wie Etageren aussahen. Aber das machte nichts. Auch mit diesen „Etageren" schlugen unsere Flieger den Feind kräftig.

Die jungen Rotarmisten erlernten auf ihnen die Kunst der Flugzeugführung, sie wurden tüchtige Flieger, die ihr Handwerk vorzüglich beherrschten.

Und jeder gute Flieger kennt den Grundsatz: Was man begonnen hat, das muß man auch zu Ende führen.

Und das ist ein Leninscher Grundsatz.

DER SCHUSS DES FEINDES

In der großen Betriebshalle des Michelson-Werkes hatte schon die Massenversammlung begonnen, aber im Hofe stand noch immer eine Menge Arbeiter. Man wartete auf Wladimir Iljitsch.

Endlich zeigte sich im Fabriktor ein Automobil. Es blieb vor dem Eingang der großen Werkhalle stehen. Die Tür flog auf und alle sahen Lenin.

Wladimir Iljitsch nickte den Arbeitern zu und ging mit seinem eiligen Schritt in die Werkhalle hinein.

Alle strömten ihm nach, und auf dem Hof wurde es leer.

Der Chauffeur drehte bei und fuhr zum Werktor, wo er in etwa 15 Schritt Entfernung vor den Werkstätten haltmachte und wartete.

Nach ein paar Minuten kam eine schwarzgekleidete Frau an das Auto heran und fragte:

„Das war wohl Genosse Lenin, der gekommen ist?"

Der Chauffeur antwortete:

„Ich weiß nicht, wer gekommen ist."

Die Frau lachte höhnisch:

„Das ist ja merkwürdig, Sie sind Chauffeur und wissen nicht, wen Sie fahren?"

Der Chauffeur sah sie an: so eine aufdringliche Person!

„Ich weiß nicht", wiederholte er und machte ein ärgerliches Gesicht.

Die Frau machte schroff kehrt und entfernte sich in der Richtung zur Werkstätte.

. . . Es verging über eine Stunde.

Schließlich sprangen die Türen der Werkstatt auf, und auf der Schwelle erschien Wladimir Iljitsch.

Mit ihm traten mehrere Arbeiterinnen auf den Hof hinaus. Die anderen Arbeiter wurden am Ausgang aufgehalten. Irgendein Mann in Matrosenuniform blieb in der Tür stehen und versperrte sie mit den Armen.

„Nicht drängeln, nicht drängeln", brummte er heiser.

Er hatte ein aufgequollenes Gesicht und unruhige Augen. Überhaupt hatte er von einem Matrosen nur die Uniform, sonst sah er gar nicht wie ein Matrose aus. Er stemmte sich mit den Armen gegen den Türrahmen und blickte aufgeregt in den Hof hinaus.

Die Arbeiter dachten, daß dieser Matrose Lenin behütete, und drängten nicht weiter. Inzwischen war Lenin beim Wagen angelangt. Er wollte schon nach der Wagenklinke greifen, aber in diesem Augenblick stellte eine der Arbeiterinnen irgendeine Frage an ihn, und er wandte sich zu ihr, um zu antworten.

Plötzlich krachte ein Schuß und gleich darauf ein zweiter. Lenin stürzte hin.

Die Arbeiter stießen den Matrosen zur Seite und stürmten zu Lenin.

Der Chauffeur war mit dem Revolver in der Hand aus dem Wagen gesprungen. Neben dem linken Kotflügel sah er eine Frau, dieselbe, die ihn nach Lenin gefragt hatte. Er stürzte auf sie zu und zielte mit dem Revolver auf sie. Die Frau rannte davon und verschwand in der Menge. Der Chauffeur wollte zuerst hinter ihr her laufen, als er sich aber umblickte, sah er, daß Lenin auf der Erde lag.

Der Chauffeur rannte hinzu, kniete neben Wladimir Iljitsch nieder und beugte sich über ihn.

Jemand sagte:

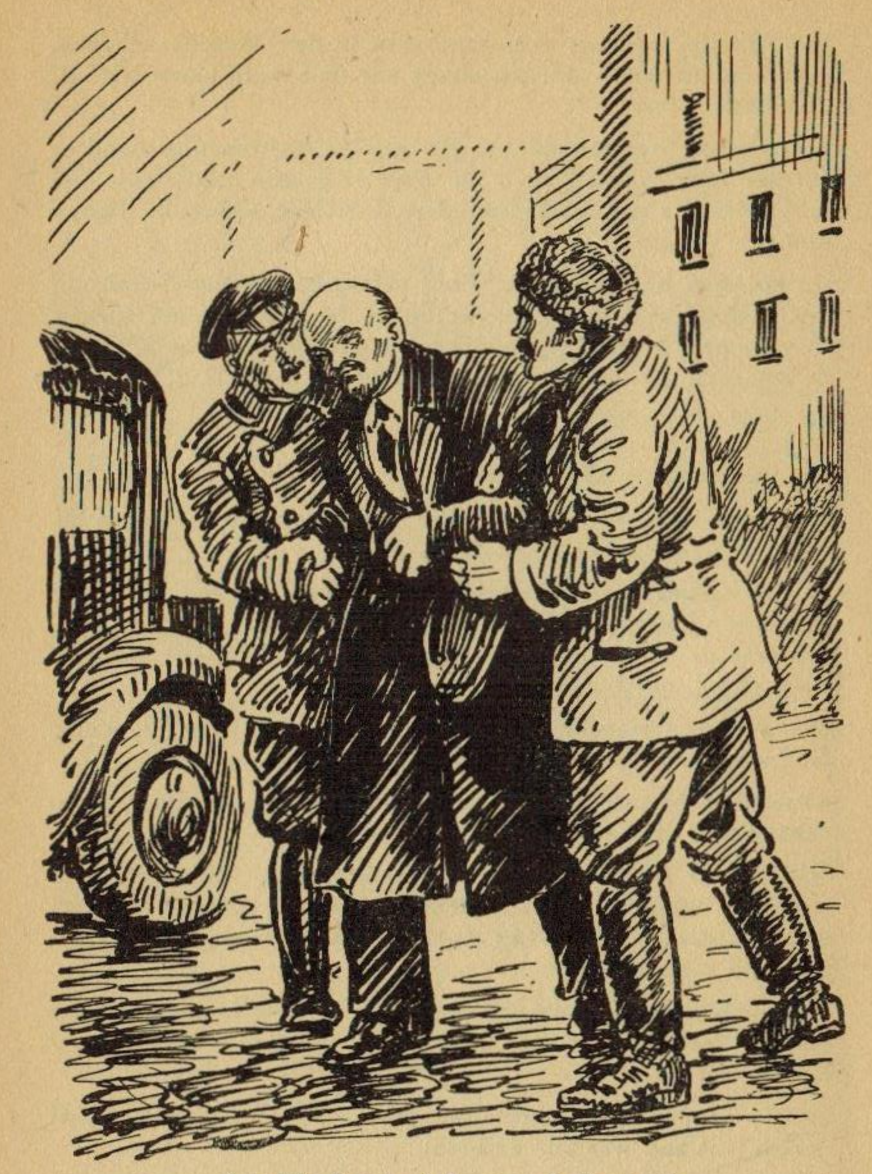
„Schnell ins Krankenhaus . . ."

Lenin hob den Kopf und sagte mit schwacher Stimme:

„Nein, nach Hause, nach Hause . . ."

Der Chauffeur erklärte den Arbeitern:

„Ich bringe ihn nach Hause, ich fahre nicht ins Krankenhaus!"



Seite 74: „Nein, nach Hause, nach Hause . . ."

Die Arbeiter bückten sich, um Lenin in den Wagen zu heben, aber Lenin richtete sich ein wenig auf und sagte kaum hörbar: „Ich kann selber . . .“

Sein Gesicht war totenbleich. Mit großer Anstrengung stand er auf und stieg in den Wagen ein. Aber er konnte nicht sitzen und sank seitwärts auf das Polster. Der Chauffeur schlug die Tür zu und gab Vollgas.

Unterdessen hatte man die Frau gefangen, die den Schuß auf Lenin abgefeuert hatte. Sie wollte in der Menge untertauchen, aber ein paar kleine Jungen, die auf dem Fabrikhof waren, hatten sie bemerkt. „Da ist sie! Da ist sie! Die hat geschossen!“

*

Das war im Jahre 1918, im Herbst.

Voll Sorge und Hoffnung lasen die Arbeiter in den Zeitungen die Berichte über Lenins Befinden.

In der Zeitung stand geschrieben, daß die Frau, die auf Lenin geschossen hatte, von den Feinden des Volkes ausgeschickt worden war und daß die Kugel mit einem starken Gift getränkt gewesen sei, um Lenin um so sicherer zu töten.

Die Wunde war sehr gefährlich; die Ärzte hatten fast keine Hoffnung, daß Wladimir Iljitsch am Leben bleiben würde.

Aber dann brachte die Zeitung eines Tages eine Freudennachricht: Lenin ging es besser.

Und wieder fand eine Massenversammlung im Michelson-Werk statt. Ein Arbeiter las den Zeitungsbericht vor, daß es Lenin nun besser ginge. Nach ihm stieg eine alte Arbeiterin auf das Rednerpult und sagte weinend:

„Wir haben ihn schlecht behütet . . . Ja . . . Wir haben ihn nicht vor der feindlichen Kugel behütet. Wie furchtbar krank unser Iljitsch war!“

Dann verstummte sie, blickte die vielen anderen Arbeiter an und sprach laut aus, was alle dachten:

„Welch ein Glück, daß wir unseren Lenin haben!“

DER SOZIALISTISCHE SAMSTAG

Wer im Jahre 1920 mit der Eisenbahn durch Rußland fuhr, der hat die „Lokomotiv-Friedhöfe“ gesehen. So nannte man die Plätze, wo die alten zerstörten Lokomotiven abgestellt wurden. Während des Bürgerkrieges waren unzählige Lokomotiven kaputt geschossen und kaputt gefahren worden, und nun lagen sie in riesigen Haufen hilflos da, wie es eben kam, und streckten die Räder in die Luft.

Es war eine schwere Zeit. Überall sah man die Spuren des Krieges: gesprengte Brücken an den Flüssen, niedergebrannte Häuser in den Städten, unbrauchbare Lokomotiven auf den Strecken.

Das Sowjetland mußte seine Wirtschaft von Grund auf neu aufbauen.

Und da begann eine große Bewegung: Sowjetmenschen kamen an ihren Feiertagen und werktags in ihrer freien Zeit zusammen und arbeiteten unentgeltlich, um ihrem Lande zu helfen.

Den Anfang machten die Arbeiter von der Kasaner Eisenbahn. Freiwillig, aus eigenem Antrieb, begannen sie, einen „Lokomotivfriedhof“ aufzuräumen, heile Maschinenteile zu sammeln und Züge mit Kohle und Holz auszuladen.

Anfangs versammelten sie sich zu ihrer freiwilligen Arbeit am Ende der Woche, am Samstag. Deshalb bekamen auch diese freiwilligen Arbeitstage der Sowjetleute den Namen Sozialistische Samstage. Dem Beispiel der Eisenbahner von der Kasaner Bahn eiferten auch die Arbeiter anderer Eisenbahnen und Betriebe nach und veranstalteten ebenfalls solche Sozialistischen Samstage.

Und so kam es, daß der 1. Mai des Jahres 1920 zum Allrussischen Sozialistischen Samstag erklärt wurde. An diesem festlichen Tag wurde im ganzen Land gearbeitet, angefangen vom

Kreml bis zu der kleinsten Arbeitersiedlung im fernen Sibirien. Und die Leute zogen mit Musik und Fahnen zur Arbeit aus, als ginge es zu einem Fest.

An diesem Morgen böllerte um 10 Uhr früh im Kreml dreimal hintereinander eine Kanone. Die Arbeiter, Angestellten und die Zöglinge der Kreml-Militärschule strömten auf den Platz.

Als alle in Reih und Glied angetreten waren, um geschlossen zur Arbeit zu marschieren, sagte der Kommandant des Kreml:

„Genosse Lenin kommt gleich und wird am Sozialistischen Samstag teilnehmen."

Wladimir Iljitsch ging schnellen Schrittes nach vorn.

Der Kommissar der Militärschule bat ihn, seinen Platz an der Spitze des Zuges rechts einzunehmen, wie es einem Anführer gebührt.

Lenin stellte sich sofort an die Stelle, die der Kommissar ihm angewiesen hatte. Dann ertönte ein Kommando:

„Die Reihen ausrichten!"

Und gleich darauf:

„Rechtsum, marsch!"

Alle marschierten im Gleichschritt unter den Klängen der Musik zu einer Stelle im Kreml, wo große Haufen von Baumstämmen, Steinen, Brettern und allerhand Schutt lagen. Daneben sah man umgekippte zerbrochene Fuhrwerke, und in der Erde gähnten tiefe Gruben von Artillerietreffern. Das alles war so liegengeblieben nach den Kämpfen gegen die Weißgardisten während der Oktoberrevolution.

Und nun sollte an einem Tag der ganze Kreml-Platz aufgeräumt und in Ordnung gebracht werden.

Zuerst machte man sich an die Baumstämme heran. Jeder Baumstamm mußte von zwei Mann getragen werden und manchmal sogar von vieren, wenn es ein sehr dicker war.

Lenin arbeitete mit einem Mann in Uniform zusammen. Der bemühte sich immer, Lenin das dünnere Ende zuzuschieben und



Seite 78: Lenin arbeitete mit einem Mann in Uniform zusammen

packte selbst das dickere Ende, das schwerer war. Aber Wladimir Iljitsch bemerkte seine Absicht sofort und kam ihm zuvor.

Da sagte der Mann in Uniform:

„Ich bin 28 Jahre alt und Sie sind 50."

Lenin hob das schwerere Ende des Baumstammes auf die Schulter und sagte lächelnd:

„Sehen Sie, wenn ich älter bin, dann sollen Sie mit mir nicht streiten."

Als alle Baumstämme weggeschafft waren, machte man sich an die riesigen Eichenholzklötze. Sie wurden auf Stangen gewälzt und zu sechst abgeschleppt. Das war eine sehr schwere Arbeit. Selbst den erfahrenen Arbeitern lief der Schweiß in Strömen übers Gesicht.

Diesmal arbeitete Wladimir Iljitsch mit drei Zöglingen der Militärschule und zwei Arbeitern.

Einer der Arbeiter schaute immer wieder Lenin an und sagte schließlich:

„Wladimir Iljitsch! Wir werden hier auch ohne Sie fertig. Sie haben wichtigere Arbeit."

Aber Wladimir Iljitsch antwortete:

„Im Augenblick ist diese Arbeit die allerwichtigste."

Und war es nun von der strahlenden Sonne oder deshalb, weil Genosse Lenin mit ihnen schaffte, aber alle fühlten: die schwere Arbeit war wie ein frohes Fest.

Jeder wollte sich durch seine Arbeit vor Wladimir Iljitsch auszeichnen; Scherze, Lachen und Lieder erklangen. Keiner wollte hinter Lenin zurückstehen.

Lenin hatte einen sehr schnellen Gang. Selbst wenn er zu Hause über ein Buch nachdachte, an dem er schrieb, oder eine Rede überlegte, die er zu halten hatte, schritt er schnellen Schritts im Zimmer auf und ab, von einer Ecke zur anderen, und es war eigentlich mehr ein Laufen als ein Gehen.

Und ebenso schnell trug er auch die Baumstämme beim Sozialistischen Samstag.

Endlich waren alle müde und setzten sich hin, um ein wenig auszuruhen und zu rauchen.

Wladimir Iljitsch rauchte nicht und schien auch gar keine Lust zu haben, sich auszuruhen. Er schaute bald auf die Uhr, bald auf die noch herumliegenden Holz- und Steinhaufen. Aber dann setzte er sich doch zu den Genossen. Jemand bot ihm eine Zigarette an. Aber Lenin lehnte ab und erzählte, daß er einmal angefangen hatte zu rauchen, als er noch im Gymnasium war, aber bald damit aufgehört hatte und seitdem nicht rauche. Alle hätten sich gern noch länger mit Wladimir Iljitsch unterhalten, aber er zog wieder die Uhr, er mußte heute noch zu einer Sitzung im Rate der Volkskommissare.

Nach der Ruhepause begannen alle, die Steine und den Schutt auf Tragbrettern wegzuschleppen.

Lenin hatte es eilig und bemühte sich, noch schneller zu arbeiten, aber wenige Minuten vor dem Ende des Sozialistischen Samstags mußte er dennoch weggehen, denn die Volkskommissare erwarteten ihn.

Aber es war schon nicht mehr viel zu tun.

Die Arbeit war rasch beendet, und dann gingen alle müde, aber sehr zufrieden, nach Hause. Jeder begriff: heute war eine wirklich wichtige Arbeit geleistet worden. Am nächsten Sozialistischen Samstag werden neue Millionen Sowjetmenschen zur Arbeit antreten.

Und sie werden gern kommen, denn Lenin ist ihnen mit seinem Beispiel vorangegangen.

Im Jahre 1920 erbauten die Bewohner von Kaschino in ihrem Dorf ein Kraftwerk. Zu jener Zeit war das eine sehr schwierige Sache, denn es fehlte an den allernötigsten Waren. Sogar Nägel waren im Dorf eine Seltenheit geworden.

Und in einer so schweren Zeit begannen die Bauern von Kaschino mit eigenen Kräften und aus eigenem Antrieb, sich ein Kraftwerk zu bauen.

Mit vieler Mühe beschafften sie sich ein paar Bündel Telephondraht. Es war sehr dicker, gedrehter Draht. Sie rollten ihn auf der Erde auf und begannen, ihn mit Zangen, verschiedenen anderen Geräten und einfach mit den bloßen Händen aufzudrehen. Als sie mit dieser Arbeit fertig waren, hatten sie plötzlich eine Menge Draht.

Dann holten sie aus dem Wald dicke Baumstämme, zersägten sie zu Pfählen und hobelten sie schön glatt.

Nun galt es noch, eine Dynamomaschine aufzutreiben.

Wenn es zu jener Zeit schon schwierig war, einen Nagel zu kaufen, so kann man sich vorstellen, wieviel Mühe es kostete, eine Dynamomaschine zu beschaffen.

Da machten sich die Bauern von Kaschino auf den Weg nach Moskau. Wohin sie auch kamen, überall erzählten sie davon, daß Lenin einen großen Plan habe, er wolle nämlich überall ins ganze Land Elektrizität bringen; und sie, die Bauern von Kaschino, wollten nun diesen Leninschen Plan durchführen.

Es gelang zwar nicht gleich, aber schließlich setzten sie ihren Willen durch und bekamen eine Dynamomaschine.

Sie brachten sie nach Kaschino und stellten sie in eine große Scheune.

Dann pflanzten sie längs der ganzen Dorfstraße Pfähle auf und verbanden sie mit dem Draht. Und jede Hütte bekam eine elektrische Birne.

Als alles fix und fertig war, schrieben sie einen Brief an Lenin und luden ihn ein, zur Eröffnung des neuen Kraftwerks zu Besuch zu kommen.

Sie schickten den Brief ab, aber keiner glaubte so recht daran, daß Lenin auch wirklich kommen würde. Schließlich hatte er doch so viel zu tun . . .

Aber auf alle Fälle rüsteten sie sich zum Empfang. In der größten Hütte des Dorfes wurden ein langer Tisch und Bänke aufgestellt und alles Überflüssige, wie Truhen und Betten und anderes Zeug, aus dem Hause geschafft. Dann wurde gekocht und gebacken und allerhand Leckeres vorbereitet, soviel man nur konnte.

Endlich brach der Tag der Eröffnung des Kraftwerks an. Es war der 14. November.

Die Bauern wußten nicht, sollten sie auf Lenin warten oder nicht.

Doch plötzlich zeigte sich auf dem Weg ein offener Personenwagen.

Die Dorfjungen rannten dem Wagen als erste entgegen. Das Auto hielt an und darin saßen Wladimir Iljitsch und Nadeshda Konstantinowna.

Wladimir Iljitsch fragte die Kinder:

„Wo ist denn hier euer Kraftwerk?"

Die Kinder freuten sich sehr.

„Laß uns mitfahren, dann zeigen wir es dir."

Lenin ließ die Kinder einsteigen und sie fuhren weiter.

Bei der großen Hütte hatten sich indes die Bauern zur Begrüßung eingefunden.

Alle traten ein, und dann begann das Gespräch. Lenin erzählte vom Sieg der Roten über die Weißgardisten und beglückwünschte die Bauern zu ihrem Sieg.

Und die Bauern erzählten Lenin von ihren Freuden und Sorgen.

Lenin hörte mit großem Interesse zu. Als der Bauer, der gesprochen hatte, verstummte, munterte Wladimir Iljitsch ihn zum Weitersprechen auf:

„Nun, und was war dann?“

Lenin hatte ein wunderbares Gedächtnis. Er merkte sich gleich, wie jeder hieß, und sprach die älteren Bauern und Bäuerinnen mit ihren Namen und Vatersnamen an: Alexej Andrejewitsch, Wassilissa Pawlowna. Das gefiel den Alten sehr.

Die Unterhaltung war so interessant sowohl für Lenin als auch für die Bauern, daß niemand merkte, wie der Tag schon zu Ende ging. Nur ein Mensch machte sich deshalb Sorgen, und das war der Photograph. Der war hergekommen, um Wladimir Iljitsch zusammen mit den Bauern aufzunehmen, und dachte die ganze Zeit nur eines: bald wird es dunkel, dann wird das Bild nicht rauskommen, weil das Licht zu schwach ist.

Schließlich faßte er sich ein Herz: „Wladimir Iljitsch, die Bauern würden sich gern mit Ihnen photographieren lassen.“

„Ach ... Nun gut“, antwortete Lenin, unterbrach aber die Unterhaltung nicht.

So vergingen weitere zehn Minuten. Draußen dämmerte schon der Abend.

Da sagte der Photograph ganz verzweifelt:

„In ein paar Minuten ist es zum Photographieren schon zu spät.“

Wladimir Iljitsch schaute ihn an. Eigentlich hatte er gar keine Lust zum Photographieren. Aber Lenin hatte große Achtung vor fremder Arbeit, und der Photograph war eigens aus der Stadt hergekommen und hatte Zeit verloren.

Und Lenin sagte: „Gut. Gehen Sie hinaus in den Hof und machen Sie alles fertig. Nadeshda Konstantinowna und ich kommen gleich.“



Seite 84: „Nun, und was war dann?“

Der Photograph ging mit dem Apparat ins Freie und stellte ihn auf. Er hatte seine Scherereien mit den Dorfkindern. Von allen Seiten kamen sie herbeigeflitzt und wollten sich unbedingt ganz vorn hinsetzen.

Und dann kamen Wladimir Iljitsch und Nadeshda Konstantinowna aus der Hütte. Der Photograph setzte sie in die Mitte und rundherum die Bauern. Aber auch hier störten ihn die Kinder, sie tanzten ihm dauernd vor der Nase herum und wollten alle näher zu Wladimir Iljitsch.

Der Photograph wurde ganz böse. Er wollte, daß alle schön stillsitzen, denn sonst verwackelt doch die Aufnahme.

Da redete auch Wladimir Iljitsch den Kindern gut zu. Er wies auf den Apparat und sagte:

„Seht mal, da ist ein kleines schwarzes Guckloch, da müßt ihr hinschauen."

Und da schauten alle Kinder in das kleine Guckloch des Apparates. Der Photograph warf sich ein langes, schwarzes Tuch über den Kopf und schien zu versteinern, er rührte und regte sich nicht mehr.

Lenin sagte zu ihm:

„Sie werden mir noch die Kinder erkälten."

Aber alle Bauern lachten:

„Das macht nichts, unsere Kinder sind gesund, die halten was aus."

Die Kinder kamen wieder in Bewegung. Schließlich wurde doch über sie gesprochen. Aber da konnte der Photograph nicht mehr an sich halten und schrie laut:

„Stillgesessen!"

Lenin mußte lächeln, und mit diesem Lächeln sehen wir ihn auch heute noch auf der Photographie.

Dann wurde auf dem Dorfplatz die Versammlung eröffnet.

In der Mitte des Platzes stand ein hoher Pfahl und daran hing eine funkelnagelneue elektrische Laterne, die noch niemals gebrannt hatte. Der Pfahl war mit Tannenzweigen und roten Bändern geschmückt, und unter der Laterne stand ein kleiner Tisch.

Ringsherum aber versammelten sich nicht nur die Bauern von Kaschino, sondern auch aus anderen Dörfern und Marktflecken. Viele waren von weither gekommen.

Lenin trat an den kleinen Tisch und begann seine Rede:

„Euer Dorf Kaschino setzt ein Kraftwerk in Betrieb. Das habt ihr wunderbar gemacht! Aber das ist nur der Anfang. Unsere Aufgabe ist, daß unsere ganze Republik in elektrischem Licht erstrahlen soll . . ."

Als Lenin seine Rede beendet hatte, spielte ein Zupforchester die „Internationale", und im gleichen Augenblick schaltete der Monteur in der Scheune, wo die Dynamomaschine stand, den Strom ein.

Auf dem Dorfplatz flammte die elektrische Laterne auf und in allen Hütten entzündeten sich zugleich die Lichter.

Früher hatten die Bauern von Kaschino in ihren Hütten kleine Öllämpchen, die nur ganz trübe brannten und ein grünliches, schwaches Licht verbreiteten.

Aber nun schauten alle auf das helle elektrische Licht, und einer sagte:

„Iljitschs Lämpchen hat bei uns zu leuchten begonnen . . ."

Schließlich verabschiedete sich Lenin von den Bauern und ging zu seinem Wagen. Es war ganz dunkel geworden und ein kalter Novemberwind blies ins Gesicht.

Als sie schon weit vom Dorf entfernt waren, drehte sich Wladimir Iljitsch um. Weit hinten zwischen den dunklen Feldern leuchteten hell die Fenster der Hütten von Kaschino.

Man brauchte gar nicht weit zu fahren, um eine Tanne zu holen. Gleich nebenan im Wald von Sokolniki suchten sie sich einen schönen grünen Tannenbaum aus. Der wurde gefällt und in die Waldschule gebracht.

Die Kinder schauten zu, wie der Baum auf zwei kreuzweis zusammengenagelten Brettern angebracht wurde, damit er auch schön feststünde und nicht umfiele. Dann verband der Monteur Wolodja den Tannenbaum mit dem Lichtnetz und hing kleine elektrische Lämpchen in den Zweigen auf.

Am nächsten Tag fingen die Kinder schon am frühen Morgen an, auf Wladimir Iljitsch Lenin zu warten. Es war noch ganz hell auf der Straße, aber die Kinder fragten einmal ums andere den Wirtschaftsleiter der Schule:

„Und was ist, wenn Lenin nicht kommt?“

„Und wenn es wieder ein Schneetreiben gibt, wird Lenin dann trotzdem kommen, oder nicht?“

Der Wirtschaftsleiter war ein alter Petrograder Arbeiter, der Lenin noch aus der Zeit vor der Revolution kannte. Deshalb fragten die Kinder auch ihn und keinen anderen. Und er antwortete überzeugt:

„Wenn Lenin gesagt hat, daß er kommt, dann kommt er.“

Endlich wurde es Abend, und wirklich hatte ein starkes Schneetreiben begonnen. In den Kiefern pfiff der Wind. Feiner trockener Schnee fegte wie kleine weiße Schlänglein über den Boden, und vom Himmel fielen dichte weiße Flocken.

Der Tannenbaum war schon geschmückt. Den ganzen Baumputz hatten die Kinder selbst verfertigt. Da gab es kleine Bären,

Hasen und Elefanten. Aber am schönsten war doch der rotbäckige Großvater Frost mit seinem weißen Bart; der saß auf dem Tannenbaum ganz oben an der Spitze.

Die Zeit verstrich, und Lenin war immer noch nicht da.

Und da hörten die Kinder, wie einer von den Großen leise sagte:

„Nun natürlich, bei solchem Wetter kann er auch nicht kommen.“

Da liefen die Kinder wieder zu dem alten Wirtschaftsleiter.

Aber der sagte streng:

„Laßt mich in Ruhe! Ich hab's euch gesagt: wenn er versprochen hat, daß er kommt, dann kommt er auch.“

Und da fingen wieder alle an zu warten. Auf dem Hof heulte der Wind, und trockner Körnerschnee schlug prasselnd an die Fenster. Und bei diesem ganzen Lärm hörte man nicht, wie ein Auto vorfuhr und vor dem Hause haltmachte. Aus dem Auto stieg Wladimir Iljitsch.

Er ging die Treppe hinauf, zog den Mantel aus und wischte sich mit dem Taschentuch das vom Schnee nasse Gesicht ab, und dann ging er gleich in das große Zimmer zu den Kindern.

Die erkannten ihn sofort: wie oft hatten sie Lenin auf Bildern gesehen. Und doch waren sie anfangs ein wenig verwirrt und standen da, ohne sich zu rühren. Sie schauten Lenin an und machten den Mund nicht auf.

Aber Wladimir wartete nicht lange. Er kniff lustig die Augen zusammen und fragte:

„Und wer von euch kann Katz' und Maus spielen?“

Als erste antwortete Vera, das größte der Mädchen.

„Ich!“

„Und ich auch!“ rief laut der kleine Ljoscha.

„Dann wirst du die Katze sein“, sagte Wladimir Iljitsch.

Alle Kinder stellten sich rund um den Tannenbaum im Kreis auf. Das Mäuschen war die kleine Katja. Ljoscha rannte, was er konnte, hinter Katja her — es war nicht weiter schwer, sie zu



Seite 89: Sie schauten Lenin an und machten den Mund nicht auf

fangen. Aber Katja klammerte sich an Lenin fest und Wladimir Iljitsch nahm sie auf den Arm und hob sie hoch:

„Die Katze kann das Mäuschen nicht kriegen!“

Dann war Senja Mäuschen. Ljoscha fing ihn, hielt ihn fest und wurde darauf selber Mäuschen. Die Katze war nun Senja.

Das Spiel dauerte lange und allen wurde heiß.

Da ging mit einemmal die Tür auf, und ins Zimmer spazierte ein großer grauer Elefant. Die Kinder quietschten im Chor auf, und wirklich, viele von ihnen erkannten im ersten Augenblick nicht den grauen Überzug vom Schulklavier. Aber wer steckte unter dem Überzug? Der Überzug schaukelte langsam vorwärts und vorne bewegte sich ein langer Rüssel; die Vorderbeine steckten in Filzstiefeln und die Hinterbeine in Halbschuhen. Wenn man es nicht allzu genau nahm, sah das wirklich ganz wie ein richtiger Elefant aus. Der Elefant schritt grunzend um den Tannenbaum herum, winkte zum Abschied mit dem Rüssel und schaukelte dann dem Ausgang zu. Und kaum war er draußen, krochen der Monteur Wolodja und der Schulwächter unter dem Überzug hervor. Beide waren immer die ersten bei allen lustigen Einfällen. Als sie sich von dem Überzug frei gemacht hatten, gingen sie ins Zimmer zurück. Aber dort lachten die Kinder so laut und unbändig, daß der alte Großvater Frost auf der Spitze des Tannenbaumes richtige Sprünge machte:

Wieviel Lustiges gab es an diesem Abend!

Eines der Kinder rief:

„Jetzt wollen wir Blindekuh spielen! Blindekuh!“

Wladimir Iljitsch zog ein Tuch aus der Tasche und band sich die Augen zu.

Der Monteur Wolodja schob den Tannenbaum flink in die Ecke, und nun gab es viel freien Platz im Zimmer.

Lenin streckte die Arme aus und ging auf den Zehenspitzen vorwärts.

Die Kinder rannten vor ihm davon.

Aber dann schlichen sie sich vorsichtig an Wladimir Iljitsch heran und riefen: „Heiß!“

Und als Wladimir Iljitsch ganz dicht neben ihnen war, riefen sie:

„Es brennt!"

Manche hockten sich auch dicht neben Lenin auf die Fersen und Lenin ging an ihnen vorüber, ohne sie mit der Hand zu streifen.

Da riefen alle:

„Kalt, eiskalt!"

Lenin merkte, daß alle sehr flinke Kinder waren, die nicht so leicht zu fangen wären und daß er wahrscheinlich noch lange mit verbundenen Augen herumgehen müßte.

Da tat er, als ginge er vorwärts, drehte sich aber plötzlich blitzschnell auf den Fersen um und ergriff das erstbeste Kind, das hinter ihm stand. Die Kinder riefen, wie das Spiel es verlangt: „Wer ist es? Wer ist es?"

Der Eingefangene aber lachte und wollte sich losreißen. Es war der kleine Senja.

Wladimir Iljitsch fuhr mit der Hand über seine Haare, die Stirn und die Wangen und sagte:

„Senja."

Senja tat es zwar leid, daß er gefangen worden war, aber er freute sich, daß Lenin ihn erkannt hatte.

Dann sagte die kleine Katja ein Gedicht von Puschkin auf. Aber sie blieb stecken und fing an zu weinen.

Lenin tröstete sie.

Katja hörte mit dem Weinen auf, wischte mit dem Taschentuch die Tränen ab und sagte:

„Lenin, fahr' nicht weg von uns. Bleib' hier und wohne immer bei uns."

Lenin lachte.

„Ich wohne ja ohnehin nicht weit von hier."

Dann liefen alle im Kreis um den Tannenbaum herum. Die kleine Katja war neben Wladimir Iljitsch. Er hielt sie bei der Hand, er hatte eine große warme Hand.

Inzwischen brachten Nadeshda Konstantinowna Krupskaja und Maria Iljinitschna, Lenins Schwester, einen großen Korb mit Geschenken ins Zimmer. Diese Geschenke hatte Lenin den Kindern mitgebracht.

Der eine bekam ein Automobil, ein anderer eine Trompete, ein dritter eine Trommel. Und Katja bekam eine Puppe.

Und als das Spiel und der Lärm am lustigsten war, ging Lenin unbemerkt aus dem Zimmer und fuhr weg.

Das war die Tannenbaumfeier in Sokolniki im Jahre 1919.

Ein Knabe ging aus dem Dorfe Jam. Er trug einen leeren Korb. Den Weg kannte er gut: zuerst kam das Feld, dann der kleine Fluß mit der Brücke und hinter der Brücke führte ein schmaler Weg den Berg hinauf. Oben auf dem Berg aber, hinter großen alten Bäumen, stand ein weißes Haus mit Säulen davor.

In der Nähe dieses Hauses traf der Knabe einen Mann in einer blauen Hemdbluse und leichten Turnschuhen.

Der Knabe sagte zu ihm:

„Da drüben wohnt Lenin."

Der Mann schob die Mütze von der hohen Stirn in den Nacken und schaute den Knaben mit Augen an, die von dem hellen Licht blinzelten.

Ein Städter, dachte der Knabe und fuhr fort:

„Wir haben nämlich eine ganz berühmte Gegend hier, sogar aus der Stadt kommen oft Leute zu uns gereist."

„Ja, die Gegend ist schön", stimmte ihm der Mann im blauen Hemd bei.

Sie gingen nebeneinander her.

Der Knabe sagte:

„Ich möchte mir doch gar zu gern mal Lenin angucken."

„Weshalb?"

„Weshalb? Das ist doch klar, damit ich weiß, wie er aussieht."

„Ganz gewöhnlich, man sagt, er soll mir sehr ähnlich sehen. Direkt zum Verwechseln ähnlich."



Seite 94: Sie gingen nebeneinander her

„Das könnt' dir gefallen ... zum Verwechseln ähnlich!"

Der Mann lachte lustig auf und warf vor Lachen sogar den Kopf zurück.

„Du meinst also, ich sehe ihm nicht ähnlich?"

Der Knabe sah das Hemd und die Turnschuhe an und sagte:

„Glaubst du vielleicht, daß Lenin in einem blauen Hemd rumgeht? Der hat doch sicher einen schwarzen Anzug an oder eine Militärjacke . . ."

Bei diesem Gespräch kamen sie, ohne es zu merken, zu den großen Bäumen, hinter denen das Haus mit den Säulen stand.

Der Mann im blauen Hemd blieb stehen.

„Wie heißt du, Junge?" fragte er, „und wohin gehst du?"

„Ich heiße Mischa und ich gehe in die Sowjetwirtschaft Kohl holen."

„Dann mußt du geradeaus gehen und ich biege hier ab. Auf Wiedersehen, Mischa!"

Der Knabe ging allein weiter. Dicht am Weg stand eine Frau mit einer Harke im Gemüsefeld. Als der Knabe herankam, stützte sie sich auf die Harke und fragte:

„Worüber hast du denn so viel mit Lenin gesprochen?"

Der Knabe stellte den Korb auf den Boden und wollte gleich zurückrennen. Aber Lenin war nicht mehr zu sehen.

DER GROSSE BAUM

Die Bäume im Park waren groß und schattig. Sie standen auf einer Anhöhe, und von dort konnte man die Felder und dahinter ein Dorf sehen, und hinter dem Dorf den Eisenbahndamm.

Links vom Park floß der kleine Fluß Pachra.

Manchmal ging Lenin von der Höhe den Fußpfad hinunter zum Fluß, um die Bauern zu sehen und mit ihnen über ihre Angelegenheiten zu sprechen. Aber manchmal blieb er auch auf dem Parkweg stehen und schaute zu, wie weit hinter dem Dorf die Rauchwölkchen ferner Lokomotiven in der blauen Luft zerflossen.

Dort, wo der Parkweg eine Windung machte, stand ein großer Baum, der größte im ganzen Park. Er streckte seine Zweige über den Weg und warf einen so dichten Schatten auf den Sand, daß man nur drei oder vier Sonnenflecke darin zählen konnte, nicht mehr.

Im Schatten dieses Baumes spielten an heißen Sommertagen die Kinder; auch große Leute ließen sich gern dort zur Ruhe nieder.

Eines Tages kam Lenin zu dieser Stelle, und was erblickte er? Von dem schönen großen Baum stand nur noch der Stumpf da. Der Stamm war abgesägt und lag quer über dem Weg. Die Spitze und die Äste waren mit einer Axt abgehauen.

Als Wladimir Iljitsch nach Hause kam, fragte er:

„Wer hat den Baum gefällt? Warum hat der Kommandant nicht aufgepaßt?"

Der Kommandant von dem Landgut Gorki leitete die ganze Wirtschaft, er hatte das Haus, die Wirtschaftsgebäude und das Kraft-



Seite 97: Dort stand ein großer Baum, der größte im ganzen Park

werk unter sich, und es war auch seine Pflicht, den Park zu behüten.

Man ging also zum Kommandanten, um zu erfahren, wie es geschehen konnte, daß im Park fremde Menschen Bäume fällten.

Aber da stellte es sich heraus, daß der Kommandant es selbst gewesen war, der den Baum gefällt hatte.

Als Wladimir Iljitsch davon erfuhr, wurde er ernstlich zornig.

„Das ist ja unglaublich! Drei Tage Arrest dafür!"

Dem Kommandanten war es überhaupt nicht in den Sinn gekommen, daß er so hart bestraft werden könnte.

Er ging zu Lenin, um ihm zu erklären, warum er den Baum gefällt habe. Er brauchte nämlich Holz, um das Einfahrtstor von Gorki zu reparieren.

Aber Wladimir Iljitsch entgegnete ihm streng:

„Die Bäume im Park wachsen nicht zu dem Zweck, daß man mit ihrem Holz Tore repariert. Das versteht jedes kleine Kind, und Sie sind ein erwachsener Mensch."

Der Kommandant war sehr aufgeregt und redete ziemlich unzusammenhängend, daß er natürlich einen Fehler begangen hätte, aber ob man ihm nicht beim erstenmal die Strafe etwas mildern könnte.

„Mildern?" fragte Wladimir Iljitsch erstaunt. „Ja, das ist doch nicht mein Baum, er ist doch Eigentum des Volkes. Nein, mildern kann man die Strafe nicht."

Am selben Tag wollte sich sogar irgendeiner der Angehörigen von Wladimir Iljitsch für den Kommandanten einsetzen.

Aber Lenin sagte: „Am schwerwiegendsten ist, daß nicht irgendein fremder Mensch den Baum gefällt hat, sondern der Kommandant selbst. Er hatte die Aufgabe, das Gut des Volkes zu hüten und er hat es zerstört. Dadurch wird seine Schuld noch größer."

Und so mußte der Kommandant drei Tage im Arrest sitzen.

DER SCHÖNE FUCHS

Lenin liebte das Weidwerk sehr, aber er konnte nur selten auf die Jagd gehen, weil er keine Zeit hatte.

Vielleicht kam es auch daher, daß er manchmal danebenschoß. Aber dadurch ließ er sich das Vergnügen nicht verderben.

Als Lenin nach seiner Krankheit in Erholungsurlaub war, luden ihn Genossen ein, an einer Fuchsjagd teilzunehmen. Es war mitten im Winter, an einem schönen, klaren Frosttag.

Es war eine Jagd mit Fähnchen. Rund um den Wald, in dem die Fuchslöcher waren, wurden rote Fähnchen in den Schnee gesteckt. Dann nahm jeder der Jäger seinen Platz ein. Wladimir Iljitsch stand hinter einer riesigen Kiefer.

Von ferne hörte man Hundegebell. Dann krachte von weitem ein einzelner Gewehrschuß durch den Wald. Lenin stand mit dem Gewehr in der Hand auf der Lauer. Im Wald war es ganz still. Wahrscheinlich war der Fuchs in einen anderen Teil des Waldes verscheucht worden. Ein Vogel flog über Wladimir Iljitschs Kopf hinweg, er streifte einen Zweig an der Kiefer, so daß der Schnee leis herabstäubte. Langsam kreisend fielen die leichten Flocken.

Es war so schön und still im Wald.

Und plötzlich zeigte sich hinter einem jungen Tannenbäumchen der Fuchs. Er schaute sich vorsichtig um und streckte den Kopf vor, wahrscheinlich um zu wittern. Er hatte ein herrliches langhaariges und dichtes Fell. Besonders schön war der riesige, buschige Schwanz. Wenn der Fuchs ihn bewegte, so funkelten tausend rote Pünktchen in der Sonne.

Wladimir Iljitsch konnte vom Fuchs nicht gesehen werden, denn er stand hinter der Kiefer.



Seite 100: Er hatte ein herrliches langhaariges und dichtes Fell

Plötzlich machte der Fuchs einen Sprung vorwärts und stand dann still. Er horchte, wobei er mit der Rute schlug und mit seinen dunklen flinken Augen scharf in die Runde schaute. Er witterte die Spur eines Menschen.

In diesem Augenblick ließ ein leichter Windstoß die kleine Fahne neben Lenin flattern. Der Fuchs erschrak und flitzte zurück.

Aber da kam schon ein alter Jäger zu Lenin gelaufen und rief ihm ärgerlich etwas zu.

Wladimir Iljitsch hatte das Gewehr gesenkt und stand ruhig da.

„Weshalb haben Sie denn nicht geschossen? Sie hatten ihn doch vor dem Schuß, Wladimir Iljitsch!"

Lenin lächelte und sagte:

„Es tat mir leid um ihn. Er war gar zu schön."

„U-127"

Auf dem Pawelezk-Bahnhof in Moskau steht eine ungewöhnliche Lokomotive. Sie hat wie jede Lokomotive eine Nummer: U-127.

Aber diese Lokomotive kann man auch ohne Nummer erkennen. Sie ist von oben bis unten rot bemalt und nur der Schornstein ist schwarz angestrichen, und auf den Radspeichen sieht man weiße Streifen. Und die Nummer U-127 leuchtet sogar in hellem Gold.

Jeden Morgen wird von den glänzendroten Wänden der Lokomotive der Staub abgewischt. Man hat sogar ein Glasdach über sie gebaut, und nun kann kein Regentropfen mehr auf die U-127 fallen.

Erbaut wurde diese Lokomotive vor vielen, vielen Jahren an einem Sozialistischen Samstag.

Dieser Sozialistische Samstag dauerte nicht etwa einen einzigen Tag. Viele Male kamen die Eisenbahner in ihrer Freizeit zur Arbeit zusammen, und zum 1. Mai stand die U-127 fix und fertig da.

Es war eine großartige Lokomotive geworden: die besten Schlosser und Schmiede hatten sie erbaut, die besten Maler hatten sie angestrichen.

Als die U-127 fertig war, faßten die Eisenbahner einen Beschluß: sie wollten die Lokomotive der Sowjetmacht zum Geschenk machen und Wladimir Iljitsch zum Ehrenlokomotivführer ernennen. Man schickte also eine Delegation von drei Mann zu Lenin, um ihm diesen Entschluß mitzuteilen.

Lenin empfing die Eisenbahner, hörte sie an und sagte dann lächelnd:

„Oh, das ist für mich nichts Neues. Ich bin schon früher als Heizer auf einer Lokomotive gefahren. Und nun habe ich also einen höheren Posten bekommen . . .“

Die Eisenbahner lachten. Jeder von ihnen wußte genau, daß Lenin sich kurz vor der Oktoberrevolution als Heizer auf einer Lokomotive vor seinen Feinden verborgen hatte.

Dann fragte Wladimir Iljitsch seine Besucher aus, wie die Arbeit auf der Eisenbahn vorwärtsginge.

Von ihrem Sozialistischen Samstag hatte er schon früher gehört, denn er interessierte sich immer für die Sozialistischen Samstage und hielt sie für eine sehr wichtige und bedeutsame Sache. Als er sich von seinen Gästen verabschiedete, sagte er:

„Richtet bitte den Genossen Eisenbahnern meinen herzlichen Dank aus.“

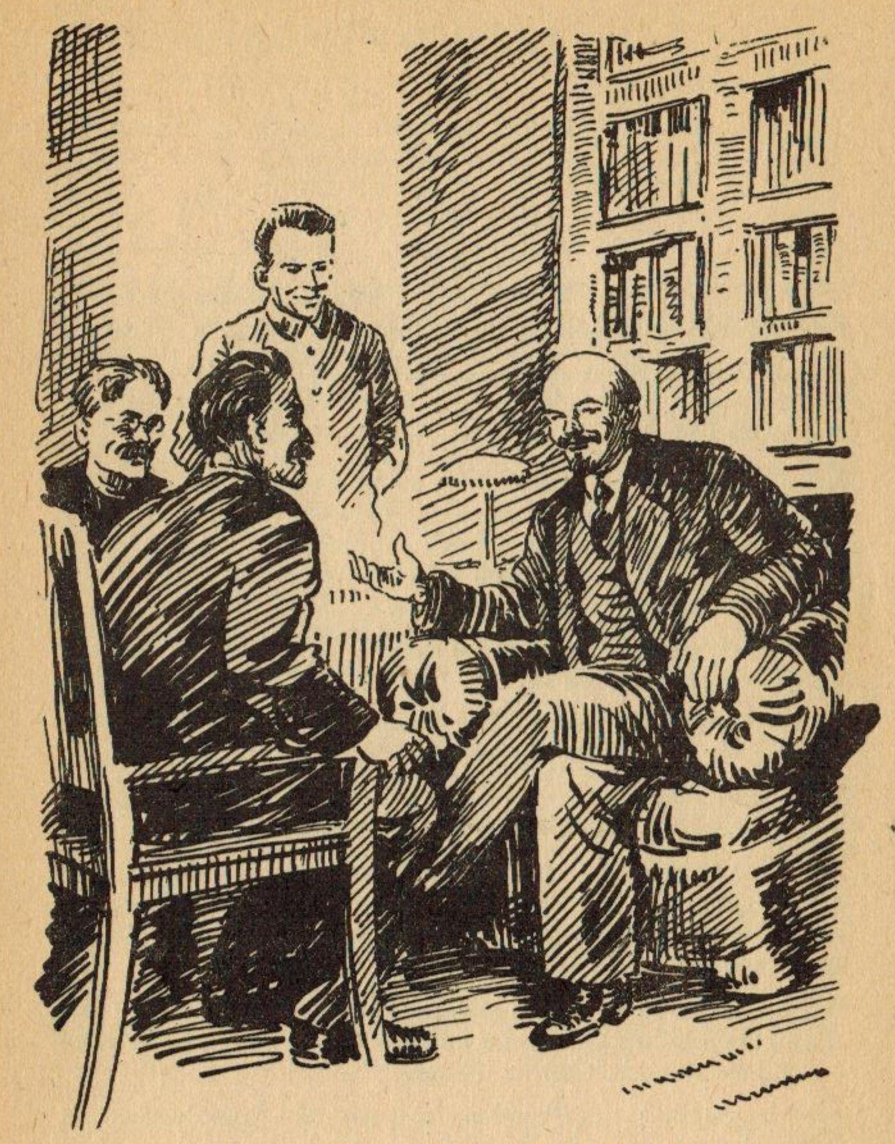
*

Seit jener Zeit hat die U-127 fleißig auf der Eisenbahn ihre Pflicht getan. Sie führte Passagiere und Waren, aber am häufigsten zog sie lange Kohlenzüge für die Moskauer Betriebe.

Ihre letzte Fahrt trat die U-127 im Jahre 1924 an. Das war ein Tag schwersten Leids für das ganze Volk: Genosse Lenin war in Gorki gestorben.

Und geschmückt mit Trauerfahnen, brachte die U-127 die sterblichen Überreste ihres Ehrenlokomotivführers nach Moskau.

Und jetzt behüten und bewahren die Eisenbahner diese Lokomotive. Sie behüten und bewahren sie ebenso fest und getreulich, wie sie das Andenken an Lenin in ihrem Herzen bewahren.



Seite 104: „Oh, das ist für mich nichts Neues“

DIE LENIN-BÜSTE

In Paris, der Hauptstadt von Frankreich, wurde eine Weltausstellung eröffnet.

Alle Länder brachten zu dieser Ausstellung Muster vom Besten und Schönsten, was sie herstellten. Und für all diese Dinge wurden große Gebäude errichtet, die man Pavillons nannte.

Den Sowjetpavillon konnte man schon von weitem erkennen. Auf seinem Dach ragten zwei riesige Figuren, die einen Arbeiter und eine Kollektivbäuerin darstellten. Sie waren aus rostfreiem Stahl. In ihren hocherhobenen Händen trugen sie, in der Sonne glitzernd, Hammer und Sichel voran.

Im Innern des Pavillons waren viele Dinge zu sehen, auf die unser Sowjetland stolz ist.

Und in dem allergrößten Raum stand inmitten von blühenden Blumen eine Bronzebüste Wladimir Iljitsch Lenins.

Viele Leute kamen während der Ausstellung in den Sowjetpavillon: Arbeiter, Gelehrte, Schriftsteller, Soldaten, Bauern, Lehrer...

Eines späten Abends, der Pavillon sollte schon geschlossen werden, kam ein Blinder. Er wurde von einer Frau mit einem traurigen Gesicht geführt. Sie geleitete den Blinden zu der Lenin-Büste und trat selbst ein paar Schritte zurück.

Der Blinde berührte die Bronzebüste mit der Hand. Seine Finger trafen die Schulter Lenins. Da hob der Blinde langsam die Hand und führte sie sacht über die Bronze.

Ein Angestellter des Pavillons trat an die Frau heran und fragte sie:

„Wer ist dieser Mann, und was möchte er?"

Die Frau erwiderte:

„Das ist mein Mann, er ist während des Krieges erblindet."

Der Angestellte blickte genauer hin und da sah er, daß der Mann an Stelle der Augen furchtbare dunkle Höhlen hatte.

Die Frau sagte:

„Ach, er war früher so kräftig, Sie hätten ihn kennen sollen!"

Der Blinde hob die schmale Hand immer höher. Nun lagen seine Finger auf Lenins wunderbarer Stirn und blieben lange Zeit dort liegen ... Dann ließ er die Hand sinken. Tränen rannen langsam über sein Gesicht.

Die Frau sagte:

„Ich konnte ihm das nicht abschlagen. Er hat Lenins Bild doch nie gesehen."

Der Blinde stand noch immer vor der Lenin-Büste. Er ließ den Tränen freien Lauf. Er hob noch mehrmals die Hand, berührte behutsam Lenins Gesicht und stand wieder reglos da, mit seinen dunklen, leeren Augenhöhlen vor sich hinstarrend.

Schließlich kam es leis' von seinen Lippen:

„Nun habe ich ihn gesehen. Nun habe ich Lenin gesehen."

DAS DENKMAL

Es war in Sowjet-Bjelorußland, in einem kleinen Städtchen. Draußen am Rand der Stadt stand eine Schule, ein neues Gebäude mit schönen Säulen. Und vor der Schule, auf einer Anhöhe, stand ein Lenin-Denkmal.

Das Denkmal war aus glattem, schwarzem Eisen gegossen und als Sockel diente ein großer Granitstein. Und jeder, der sich dem Städtchen näherte, sah als erstes Lenin.

Rings um das Denkmal hatten die Kinder Blumen gepflanzt, viele Blumen, und vier junge Birken. Sie wollten einen ganzen Garten anlegen, kamen aber nicht mehr dazu, weil der Krieg begann.

Die faschistischen Flugzeuge kamen angeflogen und warfen ihre Bomben auf das friedliche Städtchen ab. Kurz darauf begannen die Faschisten das Städtchen mit ihren Kanonen zu beschießen.

Als der Feind schon ganz nahe war, zogen die Einwohner aus der Stadt fort. Die Frauen und Kinder wurden in eine ungefährdete Gegend gebracht, die Männer aber griffen zum Gewehr und gingen in den Wald, um als Partisanen zu kämpfen.

Ein paar Leute aber kamen nicht mehr weg.

Als die Deutschen in die Stadt einzogen, sahen sie, daß die Schule und die besten Häuser der Stadt von ihren Bomben und Granaten niedergebrannt waren, daß das Lenin-Denkmal zerstört war und alle Straßen der Stadt in Trümmern lagen.

Der faschistische Offizier hatte nichts Eiligeres zu tun, als an den Toren der heilgebliebenen Häuser eine Bekanntmachung anzukleben. In der Bekanntmachung war zu lesen, daß, falls in der Stadt auch nur ein deutscher Soldat getötet würde, die Deutschen zur Strafe die zehn erstbesten Sowjetmenschen erschießen würden, gleichgültig, ob Mann oder Frau, Kind oder Greis.

Als sie diese Bekanntmachung ausgehängt hatten, begannen die Faschisten die verlassenen Häuser zu plündern. Sie plünderten bis in die tiefe Nacht.

In dieser Nacht verließen die letzten Einwohner heimlich die Stadt. Sie schlichen sich einzeln durch die Gärten und Gemüsefelder zur Landstraße, die in die Wälder führte.

Als sie das freie Feld erreicht hatten, sammelten sie sich, und da stellte es sich heraus, daß sie, die letzten Einwohner der verbrannten Stadt, nur noch sechs Mann waren. Ohne sich zu verabreden, blieben sie stehen und blickten auf den Hügel, wo noch am Morgen das Lenin-Denkmal gestanden hatte. Und dann machten sie schweigend kehrt und gingen zum Hügel zurück.

Dort fanden sie den Steinblock, auf dem sich das Denkmal erhoben hatte. Der Stein war von einer faschistischen Bombe in zwei Stücke zerspalten. Die sechs Sowjetmenschen hoben diese Stücke auf, trugen sie leise auf die Spitze des Hügels und legten sie zusammen. Dann suchten sie nach dem Standbild. Es stellte sich heraus, daß das Standbild heil war, nur war es in der Dunkelheit schwer zu bergen, weil eine von einer deutschen Granate gestürzte Birke darüber lag.

Sie hoben die Birke auf . . . Aber da spitzte der deutsche Wachtposten die Ohren. Es schien ihm, als hätte er auf dem Hügel irgendein Geräusch gehört.

Er ging näher. Aber ringsum war alles still. Nur an einer verdorrten Birke raschelten die Blätter im Wind, und über der abgebrannten Schule stieg langsam der Rauch auf und verhüllte den Hügel . . .

Der Posten stand ein bißchen da, dachte nach und ging dann wieder zurück, denn in der Nähe der Häuser, in denen die deutschen Soldaten schliefen, fühlte er sich weit wohler.

Da nahmen die sechs Sowjetmenschen behutsam das Lenin-Standbild auf und stellten es lautlos auf seinen alten Platz auf den Granitblock. Und der Stein stand so fest, als hätte ihn nie eine deutsche Bombe zerstückelt.

Und dann machten sie sich — wieder jeder einzeln — auf den Weg zum Wald.

... Der Morgen brach an. Der deutsche Offizier beschloß, die Stadt zu besichtigen und die zurückgebliebenen Einwohner zu verhören. Er nahm zwei seiner Soldaten mit und ging durch die Straßen.

Aber plötzlich blieb er wie vom Schlag getroffen stehen: oben auf der Anhöhe stand Lenin, heil und unversehrt.

Dem Faschisten schoß vor Wut das Blut ins Gesicht. Er riß aus irgendeinem Grunde den Revolver heraus und rannte auf das Denkmal zu. Hinter ihm her trappelten die Soldaten mit ihren schweren genagelten Stiefeln.

Kurz vor dem Hügel kam der Offizier etwas zur Besinnung, er steckte den Revolver ein und befahl einem der Soldaten, ihm eine Handgranate zu geben.

Aber er kam nicht mehr dazu, sie zu werfen. Irgendwo in der Ferne knallte ein Schuß und die Hand des Offiziers sank, von einer Kugel durchbohrt, herab.

Es wurde aus dem Wald geschossen. Die Soldaten warfen sich zu Boden und hielten die Gewehre in Anschlag. Die Deutschen trommelten Alarm. Eine ganze Kompanie Soldaten kam herbeigerannt. Der Offizier ließ sie antreten und führte sie zum Wald.

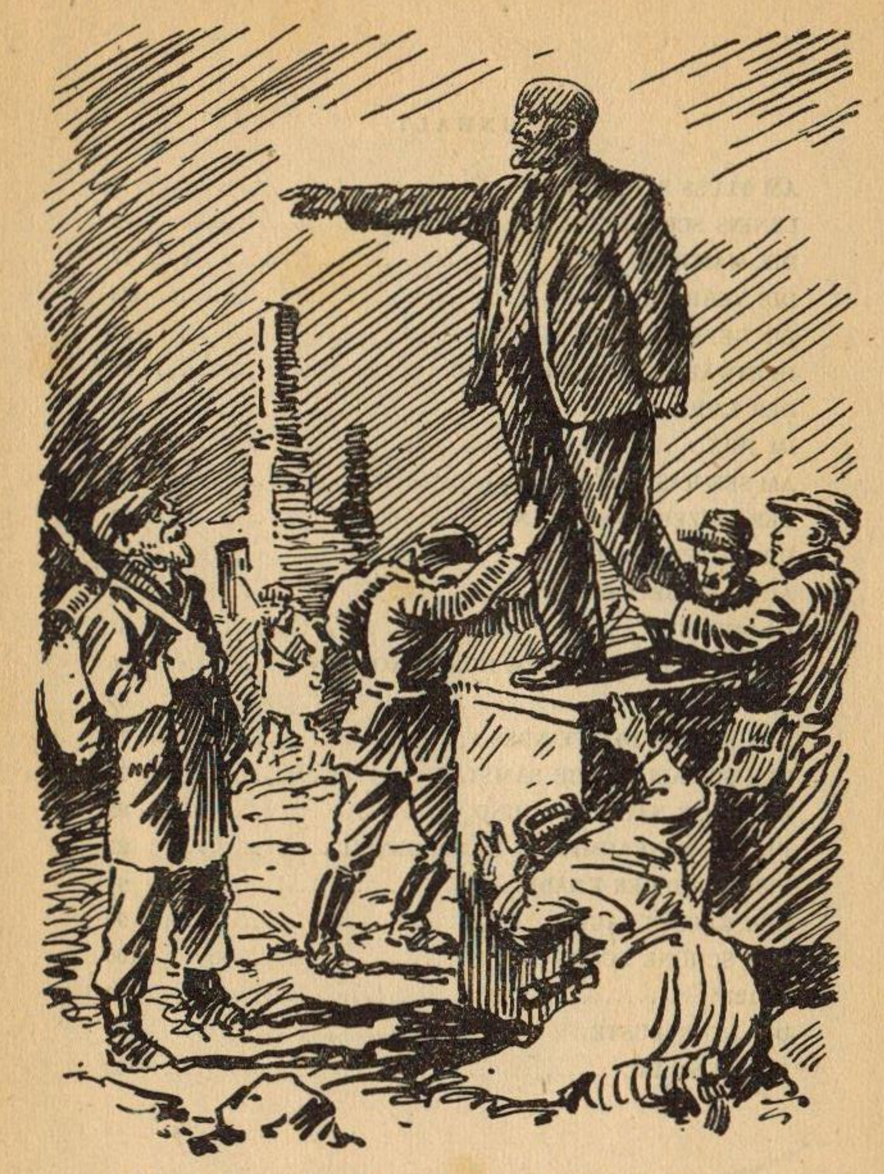
Unterdessen stürmte aber von der anderen Seite eine berittene Partisanenabteilung in die Stadt hinein.

Die Deutschen wurden von zwei Seiten beschossen. Der Kampf ging so lange, bis alle Deutschen vernichtet waren.

Zwei Tage später kamen die Sowjetpanzer in die Stadt.

Und das erste, was unsere Panzerleute erblickten, war das Lenin-Denkmal. Neben dem Denkmal stand eine Wache, ein alter Partisan mit einer Jagdbüchse in der Hand.

Aber die Panzerleute hatten keine Zeit, mit dem alten Partisanen zu sprechen, denn vorn tobte die Schlacht. Der Kommandeur winkte dem Partisanen nur zu und schloß krachend die Luke des Panzers. Die Sowjetkampfwagen sausten weiter. Sie fuhren dorthin, wohin Lenins hocherhobene Hand vom Hügel wies.



Seite 109: ... und stellten es lautlos auf seinen alten Platz

INHALT